

BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Bydgoszczy

52229
E 859 I
3491



Festschrift

für die

**XX. Westpreuß. Provinzial-
Lehrer-Versammlung**

zu Marienburg

am 31. Mai, 1. und 2. Juni 1909.

Den Besuchern gewidmet vom

Marienburger Lehrerverein.



Das Schreibgerät des 20. Jahrhunderts.

Einem wirklich allgemein gefühlten Bedürfnis
der Neuzeit entspricht der

Füllfederhalter „KLIO“.

Die Tinte wird der Feder je nach Bedarf zugeführt, indem durch leichten Druck mit dem den Halter führenden Daumen der Ausfluß der Tinte dem Verbrauch derselben durch das Schreiben angepaßt ist.

Verwendung jeder
gewohnten
Schreibfeder
und Tinte.



Vermittelt einer
Vorrichtung kann
die nach Beendigung
des Schreibens auf
der Feder zurückge-
bliebene Tinte in den
Halter zurückgesaugt
werden.

„Klio“

kann in jeder beliebigen
Lage in der Tasche getragen
werden, ohne auszufließen!

„Klio“

steht unerreicht da, passend für
die ganze Welt! Für Reise und
Kontorgebrauch! Für Jederman!

Wer einmal „Klio“ in Gebrauch
genommen hat, wird mit keiner
andern Feder mehr schreiben.

 p. St. M. 3, — 

Paul Assmus, Marienburg.

E 859 I

Festschrift



für die

XX. Westpreuß. Provinzial- Lehrer-Versammlung

zu Marienburg

==== am 31. Mai, 1. und 2. Juni 1909 ====

den Besuchern gewidmet

vom

Marienburger Lehrerverein.



1909.

Druck von Paul Assmus, Marienburg Wpr.

 CZYTELNIĄ
REGIONALNA 10.4.4

34897



52229 / 3491

. 1529

□ □ □

Wuchtig und schwer,
Erhaben und hehr,
Trutzig und altersgrau
Stehet des Schlosses Bau
Am Nogatstrand
Im Preußenland. —

Kommst du aus fernen Gau'n,
Glitzernde Pracht zu schau'n,
Wendest du wohl den Blick
Enttäuscht zurück.

Nicht Gold, nicht Edelstein
Nicht Tand mit lichtem Schein
Schimmern und blenden hier
Das Auge dir.

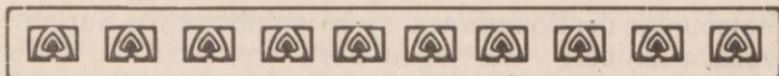
Doch mit dem schlichten Stein
Ward Hoheit auch hinein,
Die Geistesaug' nur schaut,
Gar tief gebaut.

Strebender Säulen Pracht,
Ragender Mauern Macht
Zeugen von edler Kraft
Die hier geschafft,
Und aus dem alten Stein
Tönt dir ins Herz hinein
Gar manche seltne Mär
Von altersher.

Schlachtruf und Roßgestampf,
Schwertschlag und wilder Kampf,
Grabgeläut, Mönchsgesang
Einst hier erklang. —

Andachtsvoll, ahnungsschwer
Wandelst du still einher
Und denkst noch fern und weit
Der Herrlichkeit
Aus alter Zeit.

□ □ □



Das Schloß Marienburg.

Geschichte der Burg.

Im Jahre 1232, vier Jahre nachdem die Eroberung des Preußenlandes unter dem Landmeister Hermann Balk begonnen hatte, kam das erste Ordensheer nach der Landschaft Pomesanien, die rechts der Weichsel nördlich der Ossa lag. Auf der Weichselinsel Quidno wurde eine Burg erbaut, die später an die Höhen der Weichsel verlegt und Marienwerder genannt wurde. Das Ordensheer, verstärkt durch den Heerhaufen des Herzog Suantopolk aus Pommern und viele Kreuzfahrer aus dem deutschen Reiche drang durch die Wildnis über Riesenburg, Christburg bis an den Drausensee. Am Sirgunenflusse kam es zu einer großen Schlacht, die mit dem Siege der Christen endete. 20000 Pomesanen sollen im Kampfe geblieben sein. Aber ihre Widerstandskraft war noch nicht gebrochen. Erst im Jahre 1236, als Markgraf von Meißen mit einem großen Kreuzheere nach dem Preußenlande kam, konnte der Landmeister an die endgültige Eroberung des Landes gehen. Die

Stützpunkte der Pomesanen, sechs wohlbewehrte Burgen, wurden erobert. Sie lagen dort, wo jetzt die Orte Mockrau, Riesenburg, Riesenkirch, Pestlin, Willenberg sich befinden; die sechste lag am Drausensee an der Grenzè der Landschaft Pogesanien. Auf dem hohen Nogatufer, dem Wildenberge, woraus Willenberg entstanden ist, erhob sich der Sage nach später eine Kapelle mit einem wundertätigen Marienbilde; nördlich davon entstand durch den häufigen Besuch der Kreuzfahrer ein kleines Dorf mit einigen Herbergen. Es hieß Alyem (Ellbogen), weil es dort gelegen war, wo die Nogat einen Knick nach Osten macht.

Der Landmeister Hermann Balk, der mit weiser Mäßigung das unterworfenen Volk in die neuen Verhältnisse zu gewöhnen verstanden hatte, fand leider nicht so verständige Nachfolger. Die Härte, die diese walten ließen, führte das Volk zu offener Empörung, die von dem Pommernherzog geschürt und unterstützt wurde. In harten, grausamen Kämpfen, die ein halbes Jahrhundert andauerten und in denen die Landschaft Pomesanien besonders schwer zu leiden hatte, gelang es, dieselbe nieder zu ringen und dem verwüsteten Lande endlich Ruhe zu verschaffen.

Der Landmeister Konrad von Thierberg erkannte, daß es zur Sicherung des Wasserweges von Thorn nach Elbing und weiter bis Balga und Königsberg notwendig sei, einen befestigten Platz an der Nogat zu schaffen. Um demselben von zwei Seiten den Schutz des Flusses zu gewähren, erwählte er für den Bau einer Burg daher das erhöhte Ufer des Stromes, wo das Dorf Alyem lag. Von 1274 bis 1276 wurde der Bau ausgeführt. Er bestand aus der eigentlichen Burg „dem rechten Hause“ und der Vorburg mit den Wirtschaftsgebäuden, Stallungen usw. Ein breiter Graben umschloß von drei Seiten Haupthaus und Vorburg. Ein Konvent von 12 Ritterbrüdern unter dem Komthur Heinrich von Wilmowe bezog schon im Frühjahr 1276 die neue Burg. Gleichzeitig mit der Burg entstand

auch im Süden davon die Stadt. Im April des Jahres 1276 wurde ihr vom Landmeister bereits die Handfeste ausgestellt. Die St. Johanniskirche, deren erster Geistliche Pfarrer Gerhard war, stand schon da und wahrscheinlich wurde auch das Rathaus um diese Zeit erbaut. Sonst bestand die Stadt nur aus der einen Straße „dem Markt“ von der Kirche bis zum Marientor.

Der Landmeister Mangold von Sternberg ließ im Jahre 1280 die Stadt mit Mauern und Graben umziehen. Um die Graben der Burg und Stadt mit Wasser zu füllen und die Brunnen der Stadt zu speisen, ließ er eine Wasserleitung anlegen, den Mühlengraben, die sechs Meilen weit, vom Sorgensee in den gräflich Stangenbergschen Gütern durch den Baalauer-, Damerauer- und Bäckersee, teilweise über Viadukte und hohe Dämme geführt werden mußte. Der unter genauester Berechnung des Gefälles angelegte Kanal treibt bis auf den heutigen Tag eine große Zahl von Mühlen und speiste bis zum Jahre 1905 durch eine Rohrleitung, die sich oberhalb der Stadt abzweigte, die meisten Pumpen der Stadt.

Ein anderes gewaltiges Unternehmen wurde in den Jahren 1288 bis 1294 durch den Landmeister Meinhard von Querfurt ausgeführt: die Eindämmung der Weichsel und Nogat. Durch diese Tat wurden meilenweite Sümpfe trocken gelegt und viele Quadratmeilen des fruchtbarsten Bodens gewonnen. Wenn man bedenkt, daß diese Riesenarbeit ausgeführt wurde ohne die maschinellen Hilfsmittel der Gegenwart, so wird man unwillkürlich an die gewaltigen Bauwerke des Altertums in Aegypten und Babylon erinnert.

Als nach dem Falle Akkons (1291) der letzte Stützpunkt der Christen im heiligen Lande verloren gegangen, gab es auch für den deutschen Ritterorden im Morgenlande keine Tätigkeit mehr. In Venedig, wo bisher die Ordensmeister residiert, wurde die Anwesenheit eines selbständigen Fürsten mit argwöh-

nischen Augen betrachtet. Da zudem der Hauptbesitz des Ordens das Preußenland war, so beschloß der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Wohnsitz hierher zu verlegen. Er, der das Preußenland gut kannte (er war u. a. Komthur von Osterode gewesen), beschloß, Marienburg zu seiner Residenz zu machen wegen ihrer Lage inmitten des Landes und der Größe und gediegeneren Ausstattung der Burg. In den Jahren 1306—1309 wurde ein Palast für den Meister gebaut, nördlich von dem rechten Hause, dort wo bisher die Vorburg gestanden, die weiter nach Norden über den äußern Verteidigungsgraben hinansgerückt wurde. Den Bau leitete wohl der Hochmeister selbst von Venedig aus, die nächste Aufsicht führte ohne Zweifel der Landmeister Heinrich Graf von Plozk. Im September 1309 zog Siegfried von Feuchtwangen in die Marienburg ein, und es begann ein neues Leben in ihren Mauern. Nicht nur, daß der Konvent um das drei- bis vierfache vergrößert wurde, so daß 50 bis 70 Ordensbrüder hier ständig sich aufhielten, die Geschäfte des ganzen Landes liefen hier zusammen und täglich sah man hier Fremde, Boten aus den anderen Besitzungen des Ordens, Abgesandte fremder Fürsten und vornehme Gäste. Das einfache klösterliche Leben wich einem höfischen, prächtigen, und den Bürgern der Stadt floß reicher Verdienst zu.

Unter den Hochmeistern Karl Beffart von Trier, Werner von Orseln, Luderus von Braunschweig tobte der Kampf an den Grenzen gegen die Polen und Littauer und erst unter dem letztgenannten nahm die Pflege von Kunst und Wissenschaft in des Ordens Haupthaus einen erfreulichen Anfang. Meister Dietrich von Altenburg erst konnte für den Ausbau und die Verschönerung der Marienburg Zeit und Mittel gewinnen. Er ließ die Hauptkirche verlängern und unter dieser Verlängerung die „St. Annenkapelle“ als Totengruft der Hochmeister anlegen. Ursprünglich schloß die Kirche mit dem Viereck der Hochburg, da sie nur für den gewöhnlichen

Konvent bestimmt war. Unter den neuen Verhältnissen erwies sie sich als zu klein; die Verlängerung springt nach Osten vor. Ein hoher Turm zur Krönung des Ganzen wurde errichtet und in einer Nische des Neubaus das mächtige und wunderbare Standbild der Schutzpatronin des Ordens, der Jungfrau Maria, mit dem Jesuskinde aufgestellt. In der Vorburg wurden neue Wirtschaftsgebäude erbaut, so ein großes vierstöckiges Kornhaus und dem Hochschloß gegenüber eine feste Pfahlbrücke über die Nogat. Zur Sicherung dieses Ueberganges wurde das schöne Brückentor mit zwei mächtigen starken Wehrtürmen errichtet. Alle diese Veränderungen verliehen der Burg nicht nur erhöhte Festigkeit, sondern vermehrten auch ihren Glanz und hoben sie aus der Zahl der übrigen Ordensburgen weit hinaus.

Zur Hebung der Städte trug es ungemein bei, daß Dietrich von Altenburg die Innungen und Zünfte einrichtete. Unter Meister Winrich von Kniprode, dessen Regierungszeit als das goldene Zeitalter des deutschen Ritterordens bezeichnet wird, sah die Marienburg viel glänzende Feste. Der kraftvoll geführte Kampf gegen die Littauer führte zu wiederholten Malen viele edle Herren aus Deutschland, Frankreich und England nach der Marienburg, wo ihnen zu Ehren prächtige Feste veranstaltet wurden. Im Jahre 1360 beherbergten die Mauern Marienburgs auch während eines Zeitraumes von 6 Wochen des Ordens größten Feind, den Littauerfürsten Kynstud, der in der Schlacht bei Kauen in die Gefangenschaft geriet und in der Burg in Haft gehalten wurde, bis er mit Hilfe des ihm zur Bedienung gegebenen Kammerdieners Alfi, eines getauften Littauers, entfloh.

Trotz der unaufhörlichen Kriegswirren, trotz pestartiger Krankheiten fand Winrich noch Zeit zur Hebung des Landes. Von hoher Bedeutung für die Wehrhaftigkeit des Volkes war die Einrichtung der Schützengilden (1354). In Marienburg richtete er eine lateinische

Schule ein, berief Gelehrte aus Deutschland und Italien, die den Ordensbrüdern Vorlesungen halten und sie zu praktischen Uebungen anleiten mußten, so daß hier eine förmliche Rechtsschule entstand. Wie die Macht des Ordens, so sank auch nach Winrich langsam der Glanz der Marienburg.

Der Anfang des 15. Jahrhunderts brachte unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen die großen Kriege mit Polen und den verbündeten Littauern, die des Ordens Macht brachen.

Auf dem Schlachtfelde von Tannenberg sank die Blüte der Ritterschaft ins Grab; der Hochmeister sühnte seinen stolzen Wagemut mit dem Tode. Da war es der Komthur von Schwetz, Heinrich von Plauen, der entschlossen und kühn mit ruhiger Besonnenheit und unbeugsamer Willensstärke den Orden vom völligen Untergange rettete. Mit richtigem Blicke erkannte er, daß es vor allem galt, des Ordens Haupthaus zu halten. Mit seiner kleinen Schar eilte er vorwärts, nahm die schwachen Besatzungen der Ordenshäuser auf seinem Wege, die doch nicht zu halten waren, mit sich und richtete in der Marienburg ungesäumt alles zur Verteidigung ein. Da mit der geringen Besatzung eine Verteidigung der Stadt unmöglich war, ließ er, um dem Feinde den festen Stützpunkt zu nehmen, die Stadt niederbrennen, nachdem die Bürger mit ihrer wertvollsten Habe in der Vorburg Aufnahme gefunden. Nur die Johanniskirche, das Rathaus und etwa drei Wohnhäuser boten dem verherenden Elemente Trotz. Die Brücke über die Nogat wurde bis auf den Grund abgebrochen, nachdem aus den jenseitigen Höfen Vieh und Nahrungsmittel in die Burg geschafft worden. Plauen verfügte über fast 5000 Streiter, von denen 2000 zur Verteidigung der oberen Burg unter seinem persönlichen Befehl, 2000 unter dem Befehl seines Bruders zur Verteidigung der mittleren Burg und 1000 Mann mit den wehrhaften Männern aus der Stadt und den Werdern den Schutz der Vorburg über-

nehmen sollten. Der Polenkönig hatte gehofft, leichtes Spiel mit der Burg zu haben, aber die Umsicht Plauens, die Tapferkeit seiner Krieger, deren Mut er immer neu zu entfachen wußte, ließen ihn nicht eine Mauer, nicht einen Graben für die Dauer gewinnen. Nach zwei Monaten mußte er die Belagerung aufgeben und zog mit seinem Heere, das durch den Kampf durch Hunger und Seuchen fast aufgerieben war, in sein Land zurück.

Zwei Jahre hatte der Meister zu schaffen, bis die Schäden, die die Belagerung an der Burg verursacht hatte, ausgebessert waren. Namentlich hatten die Gemächer des Hochmeisters von den Geschossen der Feinde gelitten, sodann auch die Vorburg. Gleichzeitig war der Meister den Bürgern beim Aufbau der Stadt behilflich. Auch unter ihnen hatte der Tod reiche Ernte gehalten; ihre Zahl war erst nach Ablauf von sechs Jahren annähernd die gleiche, wie vor der Belagerung; den alten Wohlstand erlangte die Stadt nie mehr.

Die Instandsetzung der Burgen, die Anwerbung neuer Söldnerscharen erforderten viele Mittel, die nur im Lande aufgebracht werden mußten. Es war nicht zu vermeiden, daß die Eintreibung neuer Steuern in dem verarmten Lande nur mit einer gewissen Härte geschehen konnte. Das erzeugte Unzufriedenheit bei den Bewohnern, besonders bei den Edelleuten. Die eingeschränkte Lebenshaltung und die Strenge des Meisters verbitterte die Ordensritter, die von den Zeiten des Glanzes her an eine laxere Befolgung der Ordensregeln gewöhnt waren. So kam es, daß die ehrwürdigen Mauern der Burg eine Handlung erlebten, die einen unauslöschlichen Flecken im Ehrenschild des deutschen Ritterordens bildet. Am St. Burchardtstage (11. Oktober) 1413 sprach das Ordenskapitel die Amtsentsetzung Plauens aus. Der Mann, der in der Zeit, als alles stürzte, wie ein ragender Fels im brandenden Meer gestanden und mit Aufbietung seiner

ganzen Kraft den Orden vom unvermeidlichen Untergange gerettet hatte, er wurde für unwürdig zur weiteren Bekleidung des Meisteramtes erklärt und in die Verbannung geschickt. Dieser würdelose Vorgang zeigt aufs deutlichste den Niedergang des Ordens, zeigt, daß seinen Gliedern nicht mehr die sittliche Kraft innewohnte, die übernommene Mission in dem eroberten Lande zu erfüllen.

Michael Kuchmeister von Sternberg, dessen Neid und Ehrgeiz hauptsächlich den Sturz Plauens herbeigeführt, erntete bald den Lohn für seine Treulosigkeit und Verrätereı. Die Polen fielen wieder ins Land und kamen es verwüstend bis vor die Tore Marienburgs. Eine Belagerung wagte König Jagiello im Hinblick auf die hier erlittene Demütigung und auf die von Plauen hergestellten neuen Befestigungen nicht, sondern zog raubend und sengend durch das Kulmerland wieder zurück. Mißwachs und Seuchen verheerten das Land, und des Ordens Mittel erschöpften sich völlig. Im Frühling des Jahres 1422 legte der Meister freiwillig die einst so heiß begehrte Würde ab.

Unter seinem Nachfolger Paul von Russdorf gelang es durch kluge Friedenspolitik etwas die trostlosen Verhältnisse im Ordenslande zu bessern. Einige günstige Jahre steuerten bei der hohen Fruchtbarkeit des Landes der entsetzlichen Not und füllten die Speicher der Ordenshäuser mit Vorräten an Korn, die Ställe mit Vieh. Um diese Zeit setzten aber andere Einflüsse ein, die das Ordensregiment untergruben. Unter Kuchmeister von Sternberg war aus dem Landadel und den Vertretern der Städte ein „Landesrat“ gebildet worden, der bei allen wichtigen Entscheidungen des Konvents gehört werden sollte. Je schwächer das Ordensregiment in sich durch Neid und Zwietracht, durch Unbotmäßigkeit und Zuchtlosigkeit der Brüder wurde, desto mehr erstarkte der Landesrat und trat schließlich als prinzipieller Gegner der Ordensherrschaft gegenüber. Auf den Tagfahrten brachte er die Klagen

über die Willkür und die Uebergriffe der Ordensgebietiger vor; der Meister war zu ohnmächtig, um Abhilfe zu schaffen. Da schlossen die Bürgermeister der Städte auf der Tagfahrt zu Marienwerder im Jahre 1440 unter sich zum Schutze ihrer Freiheit, zur Hut ihrer Gerechtsame und zur Abhilfe ihrer Beschwerden den Preußischen Bund. Der Meister hatte vergebens sich bemüht das Zustandekommen des Bundes zu verhindern: der vollendeten Tatsache gegenüber mußte er sich fügen und den Bund bestätigen. Mit ihm billigten ein Teil der Gebietiger die neue Organisation, während ein anderer sie für ein schnödes Verbrechen an des Ordens alten Rechten und Privilegien ansah. Somit erhielt auch auf diese Weise die Zwietracht und Trennung unter den Ordensbrüdern neue Nahrung. Die Stadt Marienburg war dem Bunde erst beigetreten, nachdem der Meister ihn genehmigt hatte. In der Folge war Marienburg meistens der Versammlungspunkt, von welchem aus man durch Sendboten die Ansprüche des Bundes und des Ordens zu vereinigen suchte.

Der edle, von den besten Absichten erfüllte Meister vermochte nicht ein Einvernehmen zwischen den streitenden Parteien zu erzielen. Krank und gebrochen legte er im Jahre 1441 seine Würde ab. Konrad von Erlichshausen, sein Nachfolger, war der geeignetste Mann in dieser schweren Zeit, um dem Ansehen des Meisteramtes einige Geltung zu verschaffen. Bei seiner Wahl aber leisteten die Glieder des Preußischen Bundes nicht wie bisher dem Orden, sondern nur dem Meister den Huldigungseid. Des Meisters weisem Walten gelang es wohl, das Vertrauen der Führer des Bundes zu gewinnen und dessen schroffe Stellungnahme gegen das Ordensregiment abzuschwächen, aber ein Teil der Komthure und Ordensritter vereitelte durch unkluges Verhalten die begonnene Abspitterung vom Bunde, und das erwachte Mißtrauen führte zu noch festerem Zusammenschluß.

Trotz der Warnung des im Jahre 1449 hinscheidenden Meisters wurde vom Ordenskapitel des Verstorbenen Bruder Ludwig v. Erlichshausen gewählt. Bei seiner Wahl wurden besonders vom Deutschmeister trotzige Reden gehalten, nach denen das störrige Volk mit Gewalt zum Gehorsam gezwungen werden solle. Mehrere Städte u. a. Neustadt, Thorn, Konitz und Marienbnrg sagten sich vom Bunde los, die anderen Mitglieder, vor allem die Ritter des Landadels schlossen sich noch fester zusammen. Der Bund wagte es sogar, eigenmächtig Steuern und Auflagen zu erheben, teils zur Bestreitung des Kostenbetrages für seine häufigen Gesandtschaften, teils zur Vorbereitung auf die Zeit, wo statt des Wortes zur Behauptung seiner Rechte das Schwert ergriffen werden müsse. Auch ein Gesuch um Hilfe und Beistand wurde an den König von Polen gerichtet, wo es geneigtes Gehör fand. Diesen Sturmzeichen gegenüber blieb der Orden nicht untätig. Die Burgen im Lande, besonders auch das Haupthaus wurden ausgebessert und in Verteidigungszustand gesetzt. Die Stadt Marienburg ließ sich bereit finden, dem Orden ein Darlehen von 4000 gute Mark gegen Verpfändung der Höfe Warnau und Kalthof und des Dorfes Vogelsang zu geben. Des Kaisers Schiedsspruch, der gegen den Bund ausfiel, brachte den Stein ins Rollen. Das Jahr 1454 sah das ganze Land in voller Kriegsbewegung. Wie der Orden, so riefen die Verbündeten aus Deutschland und Böhmen Söldnerhaufen herbei, und bereits im Februar wurde durch die Führer des Bundes, an deren Spitze Hans von Baisen stand, das Land Preußen der Krone Polen zugesprochen. Am 6. Februar sagte der Bund dem Meister und dem Orden Gehorsam und Treue auf, und am 7. Februar fiel bereits die Burg Thorn als erste in die Gewalt der Verbündeten. Binnen weniger Wochen waren fast alle Ordenshäuser, die mit Mannschaft schlecht versorgt waren, in ihren Händen; nur Stuhm und Marienburg und die Städte Marienburg

und Konitz blieben dem Orden treu. Vergeblich suchte der Meister jetzt einzulenken und versprach Bestätigung des Bundes, der Freiheiten und Rechte; am 27. Februar belagerten 6000 Mann aus Danzig die Burg von Westen und Norden und ein anderes Heer der Verbündeten, verstärkt durch Polen und böhmische Söldner lagerte bei Willenberg. In dieser Not stand die Stadt Marienburg treu zum Orden. Mit Hilfe der waffentüchtigen Bürger gelang es, die Belagerer in Schach zu halten, ihr Heer durch glückliche Ausfälle zu schwächen und es auch von energischer Belagerung der Burg Stuhm abzuhalten. Im Mai zog der Polenkönig Kasimir selbst mit einem 10000 Mann starken Heere herbei, im Juni kam ein gleich starkes von Danzig her, aber dank ihrer geschätzten Lage nach Westen und Norden, dank der Treue und Tapferkeit der Marienburgischen Bürger, an deren Spitze der wackere Bürgermeister Bartholomäus Blume stand, kam die Burg nicht in Gefahr. Durch wiederholte Ausfälle der Belagerten unter der Leitung des kriegsgewandten Ordensspittlers Heinrich Reuß von Plauen wurde das Heer der Danziger aufgerieben. Der Polenkönig, der mit einem Heere von 40000 Mann Konitz zu gewinnen trachtete, wurde am 17. September von dem kleinen Ordensheer völlig geschlagen. Da gab auch das Heer der Verbündeten vor Marienburg die Belagerung auf und zog schleunigst davon. Da aber kam das Verderben von anderer Seite. Die zahlreichen Söldnerhaufen, die der Orden herbeigezogen, drängten auf Bezahlung; aber die Kassen waren leer, das Land ringsum geplündert und beraubt; des Meisters Bitten um Hilfe aus Liefland und Deutschland waren erfolglos und so ward Ludwig von Erlichshausen gezwungen am 9. Oktober 1454 den Söldnerführern das Haupthaus Marienburg sowie alle Burgen, Städte und Lande für den rückständigen Sold zu verpfänden. Bis nächstkommende Fastnacht sollte die vollkommenste Bezahlung erfolgen. Trotz aller Be-

mühungen gelang es nicht, die Gelder aufzutreiben, auch nicht bis zum 23. April, bis zu welchem Tage auf des Meisters Bitten die Frist verlängert worden war. Am 2. Mai 1455 mußte der Hochmeister den Söldnerhauptleuten, an deren Spitze der Böhme Ulrich Czirwenka von Ledetz stand, die Schlüssel zu den Toren der Burg übergeben und mehrere der wichtigsten und schönsten Gemäcker zu ihrem Gebrauche einräumen. Der Meister war nunmehr ein Gefangener, die Hauptleute schalteten in der Burg und im Lande nach Belieben. Wenn auch durch die Bemühungen des unermüdlichen Spittlers die Frist der völligen Uebergabe immer wieder hinausgeschoben wurde, am 15. August 1456 verkauften die Hauptleute alle von ihnen besetzten Burgen und Städte an den Polenkönig für den Preis von 436000 Gulden. Im Frühjahr 1457 kam König Kasimir mit einem mächtigen Heere ins Land und hielt seinen glänzenden Einzug in Danzig. Am Pfingstfeste wurde die Marienburg, Stadt und Schloß, den Polen übergeben. Am 6. Juni, nach vielen Demütigungen und Mißhandlungen wurde der Meister aus dem einst so stolzen Fürstensitze vertrieben und von polnischen Knechten nach Konitz geleitet, von wo er später nach Mewe zurückkehrte und von hier in einem Fischerkahn nach Königsberg entkam. Am 7. Juni 1457 zog Kasimir in Marienburg ein, zwei Tage darauf mußten Bürgermeister Bartholomäus Blume, der gesamte Rat, das Schöppengericht und die angesehensten Bürger der Stadt dem Könige huldigen. Zum Statthalter mit dem Wohnsitz in der Marienburg wurde Hans von Baisen ernannt.

In der Brust des edlen Blume aber glühte die Liebe zu der rechtmäßigen Herrschaft des Landes, lebte echt deutsches Fühlen und brannte der Zorn über das schurkische Treiben der Polen, die allen Versprechungen zum Hohne mit Willkür und Uebermut im Lande hausten. Er setzte sich mit Bernhard von Zinnenberg in Verbindung, der die Feste

Stuhm mit einer ansehnlichen Streitmacht besetzt hielt. Beide Männer schmiedeten einen Plan zur Befreiung des Ordenshaupthauses. Aus den anderen Ordensburgen zogen sie Verstärkungen herbei und am 27. September 1457 erschien Zinnenberg mit 12000 Mann vor Marienburg, das ihm willig die Tore öffnete. Die geplante Ueberrumpelung der Burg aber gelang nicht. Zinnenberg zog ins Werder und späterhin ins Kulmerland, während Marienburg den Angriffen der erbitterten Feinde preisgegeben war. Vom Schloß aus erfolgten heftige Angriffe auf die Stadt und der ergrimnte König schickte ein Heer, das die Stadt von Süden und Osten belagerte. Alle Bitten der bedrängten Bürger um Hilfe beim Ordensmeister und den Hauptleuten blieben fruchtlos. Vom 17. August bis 10. Oktober befehligte der Polenkönig persönlich das 40000 Mann starke Belagerungsheer. Da die Wachsamkeit und Tapferkeit der Belagerten jedoch jeden wesentlichen Erfolg vereitelten, schloß er mit dem Hochmeister einen Waffenstillstand. Derselbe führte jedoch nicht wie man gehofft zum entgeltigen Frieden. Die Belagerung der unglücklichen, von allen Mitteln entblößten Stadt wurde im Frühjahr 1460 mit allen Kräften wieder aufgenommen.

Um der Stadt jede Möglichkeit der Zufuhr von Lebensmitteln zu nehmen, wurden auf der Südseite von der Nogat bis zur Mittelmühle starke Basteien errichtet und die Schifffahrt auf der Nogat durch eingerammte Pfähle erschwert. Als die Not in der Stadt bereits den höchsten Gipfel erreicht, begannen die Belagerer die Stadtmauer an der Nogat, die auf einem großen Bogen ruhte, wie ihnen durch einen Verräter kund geworden, zu untergraben, gleichzeitig legte man vom Schlosse aus einen unterirdischen Gang nach der Stadt an. So von beiden Seiten bedrängt, entschloß man sich endlich zur Uebergabe. Am 6. August wurden die Bedingungen unter welche sie erfolgen sollte, festgestellt. Sie waren für die

Stadt verhältnismäßig günstig. Allen denen, die an dem Verrate und an der Uebergabe der Stadt in des Ordens Gewalt nicht schuldig befunden seien, wurde Sicherheit ihres Lebens und ihrer Habe zugesprochen und Marienburgs Bewohnern die Versicherung und Bestätigung ihrer Freiheiten und Gerechtsame von Seiten des Königs verheißen. Die Uebergabe erfolgte ohne Vorwissen der Besatzung der Stadt und ihres Bürgermeisters. Am 7. August zogen die Belagerer in die Stadt. Der tapfere Hauptmann Trozeler ward mit 14 Kriegsleuten, 3 Ordensbrüdern und deren Knechten ergriffen und dem Kerker übergeben, wo sie nachmals jämmerlich starben. Der wackere Bartholomäus Blume aber ward in einem Turm der Stadt gefangen gesetzt und am 8. August 1460 mit seinen beiden Kumpanen enthauptet, sein Leichnam wurde zerstückelt und die Teile an den Toren des Schlosses und der Stadt aufgesteckt.

Länger als drei Jahrhunderte blieb Westpreußen und mit ihm Burg und Stadt Marienburg unter polnischer Herrschaft. Aus dieser langen Zeit weiß die Geschichte keine Lichtpunkte zu vermelden. Nur von Mißwirtschaft, Bedrückung und Aussaugung weiß sie zu berichten. Während das reiche Danzig gestützt auf seine Machtmittel, die ihm der blühende Handel und die Zugehörigkeit zur gefürchteten Hansa, sich seine Unabhängigkeit bewahren konnte und während dieser Zeit zu hoher Blüte gelangte, vermochten die anderen Städte des Ordenslandes sich nicht zu erholen. Für die Stadt Marienburg wären die Vorbedingungen zu neuem Aufschwunge wohl gegeben. Da die Burg der Sitz des polnischen Statthalters wurde, eine starke Besatzung erhielt und zu Zeiten die polnischen Könige in ihren Mauern beherbergte, gab es auch in der Stadt regen Fremdenverkehr und lebhaften Handel. Aber niemand war unter dem polnischen Regiment seines Erwerbes sicher. Die ewige Geldnot des Königs

und seiner Großen führte zur Erpressung, die stete Rechtsunsicherheit lähmte jede frische Tatkraft.

Wie alles unter der polnischen Herrschaft verlief, so auch die Burg. Der Hochmeisterpalast wurde als Residenz des Königs in leidlich gutem baulichen Zustande erhalten, und die Einkünfte einiger Güter der Niederung waren hierfür bestimmt; in den übrigen Teilen aber hauste die rohe Besatzung in barbarischer Weise. Die hohen gewölbten Räume waren ihnen gewiß zu unwohnlich, deshalb teilten sie durch Balken und Bretter sich kleinere Verschläge ab. Dabei wurde das Maßwerk zerstört, die Wölbungen teilweise ausgebrochen.

Von der Zügellosigkeit und Rohheit der polnischen Besatzung gibt ein Vorfall aus dem Jahre 1623 ein charakteristisches Bild. In diesem Jahre besuchte König Sigismund III. die Marienburg, und während seiner Anwesenheit wurde die Hochzeit des jungen edlen Scepanski aus dem Gefolge des Königs mit einer Hofdame der Königin im Schlosse gefeiert. In der Nacht begaben sich die von dem wüsten Zechgelage verwilderten Soldaten und Diener in die Hochmeistergruft der St. Annen-Kapelle, durchwühlten die Steinsärge nach Kostbarkeiten, zerrten die Gebeine der Hochmeister heraus, beraubten sie ihrer Gewänder und warfen sie in den Burggraben.

Im Jahre 1626 eroberte der Schwedenkönig Gustav Adolf ohne Mühe die nie vorher besiegte Burg. Am 17. Juni erschien er vor der Stadt. Diese hatte nur eine Besatzung von 40 Soldaten und mußte deshalb am 18. übergeben werden. Die 300 Mann starke, aus Heiducken und neugeworbenen Deutschen bestehende Besatzung des Schlosses hatte nicht nur wenig Lust zur Verteidigung, sondern war auch mit Proviant und Kriegsnotwendigkeiten so schlecht versehen, daß eine Gegenwehr zwecklos war. Ein Chronist erzählt: „Es haben zwar die vom Schlosse die Stadt gerne in den Grundt schissen wollen, auch ein groß



Stück Geschütz auff die Stadt gerichtet, dasselbe losgebrennet, ist aber, weil es zu stark geladen, in Stücken gesprungen. Der Schloßhauptmann Sosnowsky hatt sich zwar mitt vielen jesuitter und den Kaplan in den Oberstock — hohes Haus — begeben, aberst entlichen sich ergeben. Sosnowsky ist gefänglich genommen und nach Elbing geschickt worden, die pfaffen aber hatt der König das Landt zu räumen befohlen, wie auch geschehen.“

Die Befestigungen der Burg waren jetzt derart, daß die schwedischen Soldaten ohne Anstrengung die Mauern erklettern konnten. Der Schwedenkönig erachtete dieselben deshalb auch für verteidigungsunfähig und ließ unter den Mauern von Marienburg gegen das kleine Werder ein verschanztes Lager von 9000 Mann anlegen und von der Nogat bei Willenberg ab im Halbkreis um die Stadt bis zum Galgenberg mit Schanzen und Dämmen, mit guten „Redutten, Hornwerken und Retranchementen“ durch die Soldaten umgeben.

Die Friedensverhandlungen wurden im Schlosse Marienburg geführt, der Friedensvertrag am 9. September 1635 zu Stuhmsdorf abgeschlossen. Marienburg fiel an Polen zurück; am 26. September empfing der Kronfeldherr im Namen des Königs hier die Huldigung, am 10. Februar 1636 kam König Wladislaw persönlich hierher.

Die Stände beantragten zwar auf dem Landtage 1636 mit Hinweis auf den schlechten Verteidigungszustand, „daß der Bau des Marienburger Schlosses befördert werde“, und im Jahre 1637, „daß das Schloß befestigt und mit einer Besatzung versehen werde“, aber diese Anträge blieben unbeachtet.

Im Jahre 1644 wurde das Dach des Hochschlusses durch die Fahrlässigkeit eines Büchsenmeisters, der beim Böllerschießen von den Zinnen die brennende Lunte achtlos bei Seite geworfen, ein Raub der Flammen.

66 Jahre blieb der Bau ohne Bedachung stehen, ausgesetzt allen Unbilden der Witterung, erst König August II. ließ im Jahre 1710 das Dach wieder herstellen. In diesem Jahre residierte der König mehrere Monate mit seiner Geliebten, der Gräfin Cosel in dem Hochmeisterpalaste.

Im Jahre 1650 erhielten die Jesuiten die Erlaubnis, zwischen Marienkirche und Bartholomäuskapelle ein neues Jesuitenkollegium zu erbauen. Dieser unschöne 2 resp. 3 Stockwerke hohe Bau, der mit der Marienkirche durch einen Gang verbunden war, trug zur Verunzierung des Bildes wesentlich bei. Er hat bis zum Beginn der letzten Restauration gestanden und wurde als Landwehr-Zeughaus benutzt. Unter den Fenstern des Konventsremters an der Südwestecke des Hohen Hauses bauten die Jesuiten ein kleines, zwei-stöckiges Fachwerkhaus, in der sie eine Anfangsschule errichteten. Auch an der Nordwestecke hatte ein Starost ein niedriges Gebäude aufführen lassen und so den Weg vom Schloßhofe nach der Stadt verlegt. Dafür wurde der Verkehr jetzt über den Ostparcham und durch die Annenkapelle geleitet. Dieser würdige Raum wurde noch weiter verstümmelt, dadurch, daß der vorletzte Starost hier ein gewölbtes Erbbegräbnis hinein baute und dann den Durchgang durch die vergrößerten Kapellenfenster mittelst einer Brücke über dieses Gewölbe hinwegführte.

Auch der zweite schwedisch-polnische Krieg (1654—1660) hatte vorwiegend Westpreußen zum Schauplatze. Der große Kurfürst, der zunächst auf Polens Seite stand, kam im Jahre 1655 selbst nach Marienburg und legte hierher eine starke Besatzung. Er selbst zog nach Königsberg hinauf. General Steenbock begann am 14. Februar die Belagerung der Burg. Dieselbe verteidigte sich tapfer, mußte aber nach dem Tode des Oberkommandanten Ludwig Weiher wegen Mangel an Munition übergeben werden. Die zu Hilfe gesandten 2000 Danziger kamen zu spät. Noch in

demselben Jahre löste der große Kurfürst seinen Vertrag mit Polen und schloß sich den Schweden an. Im Jahre 1659 vom 12. Juni bis 30. September hatte die Marienburg wiederum eine Belagerung durchzumachen, aber die Polen konnten gegen die von den Schweden unter Lorenz von Leide gut verteidigte und besser befestigte Burg und Stadt nichts ausrichten. Während dieser ganzen Zeit war das große Werder ein großer Kriegsschauplatz, besonders am Danziger Haupt, woselbst ein stark befestigtes Lager errichtet worden, wurde hart gekämpft. Infolgedessen waren die Werder dermaßen ausgesogen, daß selbst die Soldaten Pferde- und Katzenfleisch essen mußten. Das Jahr 1660 brachte durch den Frieden zu Oliva auf einige Zeit Ruhe, doch der unaufhörliche Streit um die Krone Polens brachte bald neue Unruhe. Im Jahre 1696 war der Kurfürst Friedrich August von Sachsen zum Polenkönig gewählt worden. Ein Teil der Starosten war gegen diese Wahl und hatte in dem französischen Prinzen Conti ihren Kronkandidaten. Zu diesen gehörte auch der Starost von Marienburg, Dzialynski. Er wollte das Schloß nicht an Friedrich August übergeben und die Stadt, die zu dem gewählten König stand, zwingen, den Prinzen aufzunehmen. Deshalb wurde eine Besatzung von 1000 sächsischen Kürassieren nach Marienburg gelegt. In den Jahren 1698 und 1703 kam der König selbst nach Marienburg.

Inzwischen war der dritte schwedisch-polnische Krieg ausgebrochen. Der jugendliche König Karl XII. hatte in unwiderstehlichem Ungestüm Dänemark und Rußland besiegt, den Polenkönig bei Pultusk geschlagen und war über Thorn, das er fast ganz zusammenschießen ließ, nach Marienburg und Elbing gekommen. Auf sein Betreiben wurde Friedrich August entsetzt und Stanislaus Leszczyński im Jahre 1705 in Warschau zum Könige gekrönt. Doch die Konföderation von Sandomir hielt treu zu Friedrich August. Im Herbst 1705 schickte diese Partei ein Heer von 5000 Mann

unter Chomentowski nach Marienburg; die nur schwache schwedische Besatzung wurde niedergemetzelt, Stadt und Umgegend gebrandschatzt. Diese Brandschatzung dauerte während der nächsten Jahre fort; Schweden, Polen und Russen wechselten sich hierin ab; durch unmenschliche Mißhandlungen preßten sie den unglücklichen Bewohnern das Letzte ab.

Vom 6. Juli bis zum Oktober 1708 hielt König Stanislaus Hof in der Marienburg. Auf die inständigen Bitten des Rats, die Lage der Stadt zu lindern, hatte er nichts zu erwidern, als daß er selbst in größter Verlegenheit sei. Das Jahr 1709 brachte neue Gefahren. Karl XII. war bei Pultawa geschlagen worden und hatte sich nach der Türkei geflüchtet, Infolgedessen erhielt die Partei des Königs August wieder die Oberhand. Ein Heer von 4000 Mann kam nach dem Werder und nahm am 16. März auch das nur ungenügend besetzte Schloß. In der Stadt aber waren die Bürger unter Waffen getreten, deshalb ließen die Polen von einem Angriff gegen die Stadt ab und zogen sich zurück. Am 15. Oktober aber nahmen die Anhänger August's Schloß und Stadt ein und der sächsische Bevollmächtigte Goltz machte mit sächsischen Truppen dem Unwesen der Polen in den Werdern ein Ende. Er sorgte zunächst auch für die Instandsetzung der Befestigungen, ließ die Wälle höher, die Gräben tiefer machen, reparierte die Schleusen, um die Schloßgräben unter Wasser zu setzen. Dreihundert Leute aus den Werdern waren bis in den Winter mit diesen Arbeiten beschäftigt. Die Kosten hierfür mußte die Stadt aufbringen. In die völlig ausgesogene und entvölkerte Stadt zog während des Winters ein noch unheimlicherer Gast ein, die Pest, und raffte etwa 1500 Menschen dahin.

Es würde zu weit führen, die während des nächsten Jahrzehnts wechselnden Truppendurchzüge und die damit verbundenen Brandschatzungen alle zu verzeichnen. Das Jahr 1721 brachte endlich den Frieden,

aber Burg und Stadt lagen verwüstet und verödet, und für die Geschichte des Schlosses brachten die nächsten Jahrzehnte nichts bemerkenswertes.

Bei der ersten Teilung Polens am 5. August 1772 fiel das ehemalige Ordensland mit Ausnahme der Stadt Danzig an die Krone Preußen. Am 14. September desselben Jahres rückten Truppen des „großen Königs“ in die Stadt ein und die „polnische“ Wirtschaft hatte ein Ende. Gesetz, Recht und Ordnung zog jetzt in die Lande ein, wo so lange Willkür, Rechtlosigkeit und Zuchtlosigkeit geherrscht hatten. Doch ob auch für das Land und seine heruntergekommenen Bewohner jetzt eine bessere Zeit anbrach, für die Burg erschien eine solche noch nicht. Es kam niemandem der Gedanke, das ehrwürdige Bauwerk in altem Glanze stehen zu lassen, und wenn auch ein solcher Gedanke aufgetaucht wäre, wo hätten die Mittel herkommen sollen für ein solches Unternehmen. Das Elend in dem neuerworbenen Lande war so gewaltig, daß es der größten Anstrengung bedurfte, um ihm einigermaßen zu steuern. Das alte Ordensschloß sollte auch mit beitragen zur Gesundung der Verhältnisse. Marienburg erhielt ein Regiment als Besatzung und der große Konventsremter diente ihr als Exerziersaal, die daneben liegende große Konventsküche als Pferdestall. Meisters großen Remter richtete man für Weberwerkstätten ein und das Hochschloß diente als Kaserne, das man für diesen Zweck vorteilhafter einzurichten trachtete, indem man die Gewölbe zertrümmerte, die hohen Räume durchweg durch Holzböden trennte und zu Mannschafsstuben einrichtete. Man wußte sctlechterdings mit dem alten Gemäuer nichts besseres anzufangen. Eichendorff sagt: „Es kam die Zeit jenes philisterhaften Utilitätssystems, welches keinen Wasserfall duldete, wenn er nicht wenigstens eine Mühle trieb, das die Schönheit als einen sehr überflüssigen Schnörkel der sogenannten öffentlichen Wohlfahrt begriff, und dem aller Genius, weil er sich nicht sofort dem klappernden

Räderwerke der Staatsmaschine applizierte, überall hinderlich im Wege stand.“

Von welchem Umfange die Umbauten sein sollten, zeigen nachstehende Mitteilungen Marschalls in seiner Schrift „Das hohe oder rechte Haus der Marienburg“: „Die Voranschläge zur Erbauung einer neuen Kaserne waren schon im Winter 1772/73 in Höhe von 36879 Thlr., wozu noch 7027 Thlr. zur Anschaffung von Utensilien-Stücken, 2971 Thlr. zum Aufbau eines neuen Lazareths kamen, vom Kriegsrat Lilienthal gemacht und im Laufe des Frühjahrs vom Könige genehmigt worden. Es wurde eine besondere Baukommission ernannt, an deren Spitze der Bauinspektor Stoppelburg stand. Am 3. Juli 1773 begann der Bau mit 24 Zimmerleuten, 32 Maurern und 42 Arbeitsleuten; aber im August wird diese Zahl fast verdoppelt, sodaß der Leutnant Raabe nebst zwei Aufsehern zur Beaufsichtigung angestellt werden muß.

Unterm 11. September 1773 berichtet General von Krockow an die Königliche Kammer: „er habe gehofft, daß die Kaserne noch in diesem Jahre fertig werden würde, daß aber jetzt nur die erste Etage logeable werde, die er noch für den Winter mit Mannschaften zu belegen gedenke und daher an die Anschaffung der übrigen Utensilien erinnere.“

Unterm 18. September 1772 berichtet Kriegsrat Lilienthal, „daß die größte Schwierigkeit die Durchbrechung der Fenster durch die entsetzlich dicken und harten Mauern sei, von denen er schon annehmen kann, daß jedes 10 Thlr. kostet, bis es in Ordnung kommt, wodurch die Zeit und vieles Geld verwandt wird, zugeschweige, daß man nicht genug Sorgfalt anwenden kann, soviel von den Mauern zu conservieren, als zu der Unterstützung eines so ungeheuern Steinklumpens beizubehalten nötig ist. Am 1. Oktober desselben Jahres klagt er, daß die Durchhauung der Fenster eine unbeschreiblich schwere Arbeit sei, indem

man eher von einem Felsen, als von den alten dicken Mauern etwas wegzuspalten im Stande ist“.

Unter solchen Verhältnissen konnte die Kaserne bis zum Winter nicht bezogen werden. Am 5. Mai 1774 berichtet Lilienthal, „daß die Größe des Werkes so viele Bemühungen verursache, daß man alles mögliche zu thun haben wird, das große Schloß bis zur beglückten Ankunft des Königs fertig zu haben“, und am 26. Mai, „daß er mit dem Flügel nach Norden nicht völlig fertig werden werde, daß unterdessen doch genug fürs Auge und die Realität geschehen sei und daß er, da Sr. Majestät unfehlbar erwarten, daß ein Theil der Kaserne bezogen sei, zwei Kompagnien herauf nehmen werde.“ Am 1. Juni 1774 heißt es, „daß bereits in dem östlichen Flügel 40 möblierte Zimmer mit 7 Kammern zu 240 Mann dem v. Krockowschen Regiment übergeben und nebst der Schloßwache von demselben heute bezogen worden. Ferner, daß in dem Flügel nach Süden 25 Stuben und 25 Kammern nebst der Wach- und Offizierstube fertig sind und daß sogleich noch 154 Mann darin plaziert werden können, wenn die Kollision mit den Arbeitsleuten in den unfertigen Stuben solches gestattete. In dem Flügel nach Westen sind 25 Stuben und 10 Kammern fertig, aber noch so naß, daß sie vor Juli nicht bezogen werden können. Im Flügel gegen Norden werden 22 Stuben in der Mitte Juni fertig. Es können also in 112 Stuben und 42 Kammern in Summa 732 Mann, wenn alles ausgetrocknet ist, plaziert werden“. Am 7. November 1774 konnte die völlige Uebergabe der Kaserne an das v. Krockowsche Regiment erfolgen.

Aus der Zahl der hergestellten Räume kann man schon schließen, daß von der ursprünglichen Raumeinteilung und dem äußern Aussehen des Schlosses nichts übrig geblieben. Vergegenwärtigen wir uns die geschaffenen Einrichtungen: Die Kaserne zeigt nach ihrer Vollendung 5 Etagen mit 165 Fenstern. Diese fünf Etagen hatten im Ganzen 111 Stuben und ver-

schiedene Kammern und Küchen und zwar waren in eem Erdgeschoß 22 gewölbte Stuben, 8 gewölbte Kammern und 7 gewölbte Küchen. In der ersten Etage sind 21 Stuben, 6 Kammern, 9 Küchen, unter denen eine große für Marketenderei bestimmt ist, in der zweiten Etage 22 Stuben, 8 Kammern, 7 Küchen und in der dritten 22 Stuben, 8 Kammern, 7 Küchen, in der vierten 22 Stuben, 7 Kammern, 6 Küchen. Bei Herstellung dieser Räume waren die Gewölbe überall erhalten geblieben, so daß in den hohen Sälen wie im Konventsremter, Kapitelsaal etc. nur Zwischendecken eingeschoben wurden; dagegen war eine Menge neuer Querwände und Schornsteine notwendig geworden. Die Fenster und Luken waren in allen Etagen gleich groß, gleich weit von einander entfernt und ohne Rücksicht auf die vorhandenen gothischen Spitzbogenfenster eingehauen und mit einem flachen Bogen überwölbt. Da das Einbrechen neuer Eingänge wohl zu schwierig gewesen wäre, hatte man sich mit den alten begnügt, nur durch den Stadtflügel hatte man eine große Durchfahrt hergestellt und diesen Haupteingang für die Kaserne mit in Sandstein hergestellten Kriegsemlernen geschmückt und mit folgender Inschrift versehen:

Fridericus Magnus
p. f. i. milites in ho-
spitium, cioium in le-
vamen, ex ruinis re-
staurari jussit. Anno

M. D. CCLXXIV.

Von diesem Tor führt eine 54 m lange und 6 m breite Brücke über die Gräben nach der Stadt. Im Schloßhof wurde der zweietagige Kreuzgang an der Ost- Süd- und Westseite abgebrochen und dafür ein Vorbau angefügt, der in der unteren Etage massiv, in den oberen aus Holzwerk gefertigt war. Eine Maßnahme, die wohl als Verschönerung des Ganzen dienen

sollte, war, daß alle Außenwände mit Putz beworfen und braun angestrichen und auf dieser glatten Unterlage die Ziegelform markiert wurde. Auch die Umgebung wurde verändert: die Zinnen und Wehrgänge, die Ecktürme und die Mauer, die den Hauptgraben nach der Stadtseite in zwei Hälften teilte, mußten fallen, der zweite, äußere Graben nach dem Sandtore zu wurde verschüttet und hier der neue Weg angelegt.

Mit dieser Verstümmelung war es aber noch nicht genug. Als in den ersten Regierungsjahren König Friedrich Wilhelm III. sich das Bedürfnis eines weiteren Kriegsmagazins außer dem in dem alten Ordenshause zu Mewe eingerichteten herausstellte, wandte sich das Augenmerk der Behörde sogleich auf die Marienburg. Der in Marienburg stationierte Kriegsrat Müller mußte auf Anordnung des Ministers von Schrötter im Oktober 1796 in Gemeinschaft mit dem Kriegsrat und Oberproviandmeister Triest aus Bromberg die Kaserne darauf hin untersuchen, ob das Gebäude zu Schüttungen brauchbar gemacht werden und wieviel Getreide hier unterbracht werden könne. Das Resultat dieser Untersuchung war, „daß das hohe Schloß zu Kasernenstuben und Kammern eingerichtet und die Böden wegen der vielen Schornsteine zu Schüttungen nicht brauchbar wären.“ Man schlug die Errichtung eines neuen Magazins auf dem Niederschloß vor. Unterm 6. April 1799 aber erfolgt eine Kabinettsordre Friedrich Wilhelms III. an den Minister von Schrötter, in der es heißt: „da die künftige Garnison von Marienburg nach Euerm Bericht vom 30. v. Mts. ganz gut in den dortigen Bürgerhäusern unterzubringen steht, so will ich hiermit genehmigen, daß die dortige Kaserne nicht wieder mit Truppen belegt, sondern zu einem neuen Kriegsmagazin eingerichtet werde. Ich habe der Militär-Organisationskammer aufgegeben, solches den Militärbehörden bekannt zu machen und Ihr könnt demnach das Eurerseits Erforderliche ebenfalls verfügen.“ Der Bauassessor Dühning zu Marienwerder erhält

darauf den Auftrag unter Hinzuziehung des Kondukteurs Schmiedicke und des Oberproviandmeisters Triest die Einrichtung und Veranschlagung des Umbaus zu entwerfen und diese Anschläge dem geheimen Ober-Baurat Gilly vorzulegen.

Der Bericht des Bauassessors Dühning erachtet die Kaserne als zu einem Korn- und Mehlmagazin geeignet, da sämtliche Scheidewände und Gewölbe unbedenklich herausgenommen und alsdann 6 Schüttböden gemacht werden können. Auch Triest berichtet, daß sich die Kaserne ihrer soliden Bauart und ihrer Lage wegen sehr gut eigne und dieses Magazin vor vielen anderen den Vorzug behalten dürfte; es würden hier 7949 Wispel Getreide mit Sicherheit unterzubringen sein. Der Anschlag beläuft sich auf 66,693 Taler und die Oberbauräte Gilly und Eytelwein erklären dem Minister, der diesen Betrag zu enorm findet, daß kaum etwas davon abzusetzen möglich sein würde, daß aber ein neues Magazin für 7000 Wispel, dem beide geneigter sind, 110,000 Taler kosten würde.

Die finanziellen Bedenken verursachen das Ausspinnen verschiedener anderer Baupläne unter anderen auch den des Oberbaurats Gilly, sowohl das Mittelschloß als auch das Hochschloß ganz abzubrechen und mit dem dadurch gewonnenen Material den empfohlenen Neubau auf dem Niederschloß auszuführen. Freilich würde dieses Projekt noch 8500 Taler Kosten mehr verursachen. Die Bedenken des Oberproviandmeisters Triest gegen diesen Neubau veranlaßten schließlich den Minister die Einrichtung der Kaserne zum Magazin endgiltig zu verfügen. Die Anweisung der Gelder erfolgt am 6. Juli 1801.

Es muß anerkannt werden, daß man mit den Bauausführungen damals schneller vorging, als heutzutage. Mit größter Energie ging man an die Zertrümmerung der Kreuzgewölbe, an das Einschlagen der Scheidewände. Häbler berichtet, daß in der fünften Etage

36 Schachtruthen 10 Fuß hoch, in der vierten 56 Schachtruthen 11 Fuß hoch, in der dritten 76 Schachtruthen 11 Fuß hoch, in der zweiten 166 Schachtruthen 14 Fuß hoch und in der ersten 150 Schachtruthen 12 Fuß hoch ausgebrochen worden sei. Sodann wurden an Fensterbrüstungen heruntergebrochen in der fünften Etage 708 Kubikfuß, in der vierten 708 Kubikfuß, in der dritten 498 Kubikfuß, in der zweiten 820 Kubikfuß und in der ersten 908 Kubikfuß. Außer diesen Arbeiten im Innern wurden noch im Nordflügel nach dem Hofe des Mittelschlusses hin 30 Fensterluken durchgebrochen.

Im innern Schloßhof wurde auch das letzte Stück des Kreuzganges (am Nordflügel) niedergerissen, da das doch schadhafte geworden; man errichtete aber wenigstens hier keinen Neubau an dessen Stelle, wie an den anderen Flügeln, denn dieser Umbau nahm den Umfassungsmauern im innern Hof ihren ganzen Charakter.

Statt der Brücke nach der Stadt wurde jetzt ein Fahrdamm aus dem so reichlich vorhandenen Schutt hergestellt. Bereits am 6. September 1802 war die Einrichtung nahezu fertig, sodaß man mit dem Umbau des mittleren Hauses bereits im August hätte beginnen können.

Die Frage nach den eigentlichen Zerstörern des stolzen Bauwerks, das selbst durch die dreihundert Jahre der polnischen Zeit sich noch seine Ursprünglichkeit, wenn auch verfallen und entstellt, erhalten hatte, beantwortet Dr. Marschall dahin, daß man nicht die Regierung, vor allem auch nicht den Minister von Schrötter dafür ansehen kann, sondern einzig die beteiligten Bausachverständigen. Dieselben müssen keine Ahnung von dem Baustile der Ordenszeit, von der Ordensgeschichte oder dem innern Leben des Ordens gehabt haben, sonst wären sie sicher zu anderen Gutachten gekommen. Als beim Beginn der Zerstörung

des mittleren Hauses ein allgemeiner Unwille entstand und der Minister von Schrötter Rechenschaft von Dühring verlangte, ging dessen gänzliche Unwissenheit in diesen Dingen aus seiner Antwort hervor: „Nur die beim Kasernenbau vom Kriegsrat Lilienthal eingebauten Wände würden herausgebrochen, er sei bedacht, jedes Eigentümliche des Altertums wieder sichtbar zu machen, aber die beiden Gebäude, hohes und mittleres Haus, haben außer ihrem Kolossalischen nichts Merkwürdiges, das die Aufmerksamkeit der Verehrer alter Baukunst auf sich ziehen könnte.“ Könnte dieser Mann diese beiden Gebäude doch in ihrer heutigen Gestalt sehen!

Doch dem Hochmeisterpalast erstand noch im letzten Augenblick ein Retter. Während unter der obersten Leitung des Geheimen Baurats Gilly das Zerstörungswerk sich vollzog, zeichnete sein Sohn, der Architekt Friedrich Gilly, die Schloßruinen auf und gab in Gemeinschaft mit dem Kupferstecher Frick ein illustriertes Werk „Schloß Marienburg in Preußen“ heraus und erweckte in weiteren Kreisen das Interesse für die bedrohte Burg. Zu gleicher Zeit erhob der Dichter Max von Schenkendorf in einem Artikel der in dem vielgelesenen Blatte „Der Freimütige“ erschien, flammenden Protest gegen die Zerstörung eines Bauwerks, das nicht allein für die Geschichte der mittelalterlichen Baukunst von unschätzbarem Werte sei, sondern dessen Mauern an eine der wichtigsten Zeitperiode der vaterländischen Geschichte erinnerten.

König Friedrich Wilhelm III. verfügte sofort, für die Erhaltung des Baues Sorge zu tragen, und der Oberpräsident von Schön nahm die halbzerstörte Burg in seine Obhut. Nach den Freiheitskriegen wurden seine Vorschläge zur Wiederherstellung „des schönen Denkmals einer Zeit, in welcher die Begeisterung für das Heiligste erhabene Bilder schuf, kühne und große Ideen weckte und den Menschen

Beharrlichkeit und Kraft zu ihrer Ausführung gab“, genehmigt. Fürst Herdenberg, der Staatskanzler, bewilligte 9000 Taler französischer Beutegelder für die Wiederherstellung. Schön berief den Architekten Costenoble aus Magdeburg und dieser unter der Oberleitung des Baurats Hartmann in Danzig unterstützt durch den Prediger Häbler, der von allen noch die genaueste Kenntnis des ehemaligen Zustandes des Schlosses und der Bestimmung der Räume desselben hatte, begann am 3. August 1817, dem Geburtstage Königs Friedrich Wilhelms III. das Wiederherstellungswerk und förderte es, dank der allgemeinen Begeisterung und Opferwilligkeit weiter Kreise des Vaterlands. Doch nur an die Wiederherstellung der Hochmeisterwohnung und des Konventsreiters konnte man denken, die übrigen Teile des Mittelschlosses blieben in ihrem zerstörten Zustande und dienten weiter als Magazine. Der nördliche Flügel des Mittelschlosses wurde zu Wohnungen für die Domänenbeamten und für Verwaltungszwecke eingerichtet.

Nach rastloser zehnjähriger Arbeit war der Westflügel des Mittelschlosses in einen würdigen Zustand hergestellt. Es war ein schwieriges Werk gewesen; denn man besaß weder genaue Pläne noch Abbildungen des ursprünglichen Baues und wußte somit nicht, was zum alten Schlosse gehörte oder was erst unter polnischer Herrschaft hinzugekommen war. Bevor die eigentliche Arbeit begonnen werden konnte, mußte erst aus den unteren Räumen 50000 Fuhren Schutt und Geröll von den Besitzern des Werders fortgeschafft werden. In Wort und Schrift wirkten außer v. Schön und Häbler noch Professor Johannes Voigt in Königsberg, Landrat Hüllmann, Bürgermeister Hüllmann und Oberbauinspektor Gersdorff, um das Interesse für den Bau noch zu erhalten und ihn zu fördern. Im Ganzen brachte man etwa 150,000 Taler zusammen. Außerdem aber verewigten sich Fürstlichkeiten, Städte,

Adelsgeschlechter durch Stiftung von Glasmalereien zu den Fenstern.

Wie wenig aber auch die oben genannten, für die Sache begeisterten Männer mit dem früheren Zustande des Hochschlosses bekannt waren, geht aus einem Schreiben hervor, das Voigt im Jahre 1849 an den Konservator v. Quast richtete, in dem es heißt: „Ich begreife nicht, wie bei einem Gebäude, an dem nur noch die äußern Ringmauern geblieben sind und in welchem in seinem innern Ausbau bis auf einige Reliquien von Ornamenten alles aufs gründlichste vernichtet und vandalisch zerstört ist, von Beurteilung eines Baustils irgend viel die Rede sein kann.“

Wenn das stolze Bauwerk somit auch nicht in historischer Treue wieder hergestellt war, so war durch das wachgerufene Interesse doch die Gewähr geschaffen, daß es nie mehr verfallen würde. Dem Konservator der preußischen Kunstdenkmäler von Quast ist es zu danken, daß in der Mitte des vorigen Jahrhunderts der Baustil der Ordenszeit gründlicher erforscht wurde. Die Frucht dieser Forschungen war das zweite Restaurationsunternehmen, das im Jahre 1879 einsetzte und bis zur Gegenwart fort dauert. Der eifrigste Förderer desselben war der Kultusminister und spätere Oberpräsident von Westpreußen Dr. Gustav v. Goßler. Er setzte Steinbrecht zum Bauleiter. Mit unermüdlichem Fleiße, wissenschaftlichem Spürsinn und zäher Gründlichkeit hat dieser dem Werke vorgestanden und etwas geschaffen, was zu Beginn der Arbeit niemand ahnen konnte. Von dem Grundsatz ausgehend, „daß bei der Wiederherstellung eines Baudenkmales nicht bloß die äußere Form, sondern das Wesen und Empfinden einer um Jahrhunderte zurückliegenden Zeit wiedergegeben werden soll“ hat er den Baustil des deutschen Ritterordens an den erhaltenen Resten gründlich studiert; aus dem Schutt und Geröll, das die untere Räume des Hochschlosses und den Burggraben noch füllte, suchte er sorgsam die Bruchstücke

der Pfeiler und Kapitäle heraus, nahm Ausgrabungen auf anderen Burgruinen vor und vereinigte alles zu einem Bilde, das harmonisch vor seiner Seele stand, bevor es in die Wirklichkeit übertragen wurde.

Die Wiederherstellungsarbeiten begannen diesmal bei dem ältesten Teile der eigentlichen Burg, dem Hochschlosse. Hier gab es, wie wir gesehen, außer der Kirche keinen Raum mehr, der an den einstigen Zustand erinnerte.

In ununterbrochener, wenn auch langsamer Arbeit erstand hier alles zu voller Schöne, wie wir es jetzt erblicken. Das rege Interesse des Kronprinzen Friedrich Wilhelm (Kaiser Friedrich III) für die Burg schaffte auch genügende Mittel. Der Staatsbeitrag betrug bis zum Jahre 1901 alljährlich 50000 M., von da ab 30000 M. Eine Lotterie liefert die übrigen beträchtlichen Mittel. Seit dem Jahre 1886 besteht auch ein „Verein für die Herstellung und Ausschmückung der Marienburg“, an dessen Spitze der jeweilige Oberpräsident der Provinz Westpreußen steht und dessen Vorstand die Wiederherstellungsarbeiten leitet und überwacht.

Das tiefe Verständnis, das Kaiser Wilhelm II. dem gewaltigen Bauwerk entgegenbringt, gibt die Gewähr, daß das Wiederherstellungswerk diesmal völlig zu Ende geführt werden wird und die stolze Burg dastehen wird als das Wahrzeichen des Deutschtums in der Ostmark. Alljährlich ein- bis zweimal überzeugt sich Kaiser Wilhelm persönlich von dem Fortschreiten der Bauarbeit und läßt sich in die Absichten und Pläne des Bauleiters bis ins Einzelne einweihen. Zweimal bereits nach ihrem Wiedererstehen sah die Burg in ihren hohen Räumen prunkvolle Feste. Das erste Mal benutzte der Kaiser das Schloß gelegentlich der Kaisermanöver im September 1894 als Absteigequartier und bewirtete in dem Siebenpfeiler-Saal die Herren seines Gefolges, ausländische Manövergäste, die Spitzen der Behörden und des Adels der Provinz.

In der Rede, mit der er seine Gäste begrüßte, sprach er die denkwürdigen Worte:

„Dieses Schloß, in dessen Mauern die weißen Mäntel mit dem schwarzen Kreuze von den Rittern einst getragen wurden, war die Hochburg des Deutschtums gegen den Osten, von ihr ging die Kultur in alle Lande hinaus. So möchte ich der Provinz von Herzen wünschen, daß sie die Marienburg stets als ein Wahrzeichen des Deutschtums ansehen möge.“

Am 5. Juni 1902 fand ein großes Weihefest in der Marienburg statt. Kaiser Wilhelm hatte den Johanniterorden eingeladen, hier sein jährliches Kapitel fest abzuhalten. Aus allen deutschen Landen und aus England waren die Ritter dieses Ordens herbeigeeilt. Aus Oesterreich waren mehrere Oberen des dort noch bestehenden deutschen Ritterordens der Einladung des Kaisers gefolgt. Es war ein farbenprächtiger Zug, der sich vom Konventsremter über die Zugbrücke nach dem Hochschloß und der Schloßkirche bewegte. Am Schlusse desselben schritt im Johannitermantel mit Hermelin verbrämt der Kaiser. In der Schloßkirche, wo Orgelklang die hohen Festteilnehmer empfing, hielt Oberhofprediger O. Dryander die Weiherede über den Text Hebr. 12, 1—2. Er schloß seine Predigt mit den Worten:

„Für uns nehmen wir von dieser Stätte die alte Ordensregel mit: Dir ist befohlen der arme Mann. Bewahre das Gold der Minne, ohne das der Reiche arm ist und der Arme reich wird ohne Gold. So laßt uns einander die Hand reichen zum ritterlichen Bunde, einem neuen allumfassenden Orden des ernstesten Glaubenskampfes und der heiligen Liebesarbeit für unser Vaterland. In solchem Bunde stehend wirken wir das Größte für des Vaterlandes Heil und führen es neuem Siege entgegen. Der Orden der Deutschherren und sein Reich ist zerfallen; wer unter der Fahne Christi schreitet, siegt

immer. So stehe denn das hohe Schloß, ein machtvolles Denkmal einer glänzenden Vergangenheit, ein Mahnruf des Ordens, der deutsch blieb, als kein deutsches Reich ihn mehr stützte, die deutsche Fahne hoch und siegreich zu bewahren, ein Wahrzeichen für die Spuren des allmächtigen Gottes in der Geschichte, das den Flug des ritterlichen Aars bis zur Höhe der Kaiserherrlichkeit gnädig beschirmt hat.“

Orgelspiel, Gesang des Domchors und Vorträge des Bläserbundes verschönten die Feier.

Nach der Feier in der Schloßkirche ging der Zug zurück zum Mittelschloß und hier in den Gastkammern des Ostflügels fand das Bankett statt, bei welchem der Kaiser eine hochbedeutsame Rede hielt in der er die maßlosen Ansprüche des Polentums zurückwies. Sie lautete:

„Durchlachtigster Herrenmeister und verehrte Brüder vom Orden St. Johann! der heutige Tag hat im Einverständnis mit Sr. Königlichen Hoheit meinem Oheim auf mein Geheiß den Orden St. Johann in der Marienburg versammelt, um mit mir gemeinsam als Wirt die Gäste zu empfangen, die wir zu unserer Freude heute bei uns sehen. Seit meinem Regierungsantritt ist es das zweitemal, daß wir uns gemeinschaftlich zusammenfinden, und es liegt mir am Herzen, dem Orden meine vollste Anerkennung und Dankbarkeit auszusprechen für die fleißige und treue Arbeit, welche er auf dem ihm vorgeschriebenen Gebiete leistet und geleistet hat. Ich habe dem Zoll dieses Dankes Ausdruck gegeben dadurch, daß ich in einer Ordre an Sr. Königliche Hoheit dem Orden mein Bildnis in seiner Tracht verliehen habe. Damals in den Räumen Sonnenburgs, in denen die Geschichte des Ordens webt und lebt, heute an denkwürdiger Stätte, an der Wiege des deutschen Ordens. Auf fremdem,

heißen Boden zur Unterstützung notleidender Brüder gegründet, an der Seite des Ordens St. Johannes und der Tempelherren, war sein Zweck, Jerusalem die Freiheit wieder zu erstreiten und die Grabeskirche ein für allemal dem Kreuz zu erhalten. Doch diese Hoffnung tritt nicht in Erfüllung. Schmerzlich aufgeseufzt haben wird mancher Deutsche und sich gefragt haben: Was wird nun aus uns werden, welche Aufgabe müssen wir uns stellen? Ich meine aber, daß grade hier der Finger der Vorsehung zu erblicken ist. Nicht auf fremdem Boden, wo der Europäer nicht heimisch und wo das Kreuz nicht festen Fuß gefaßt hatte, sondern daheim an des Reiches Grenze, da steckte die Vorsehung dem Orden die Aufgabe, und wie hat er sie erfüllt! Das hat ein beredeterer Mund als der meine uns in herrlichen Worten in der Kirche geschildert. Erhaben und groß in allen seinen Arbeiten, allen seinen Plänen, sowohl inbezug auf Politik, wie inbezug auf seine Kriegszüge und auf seine Bauten. So stellt der Orden gewissermaßen die Blüte deutscher Leistungsfähigkeit dar, und durch die ganze Zeit des Mittelalters hindurch, als kaiserliche und Reichsherrlichkeit bald verblühten und dahin schwanden, hat das deutsche Volk sich an diesen Brüdern und Kindern seines Stammes gefreut und an der Leistungsfähigkeit des Ordens sich erbaut. Ich habe noch einmal Gelegenheit genommen, in dieser Burg und an dieser Stelle zu betonen wie die alte Marienburg, dies einstige Bollwerk des Ostens, der Ausgangspunkt der Kultur der Länder östlich der Weichsel, auch stets ein Wahrzeichen für die deutschen Aufgaben bleiben soll. Jetzt ist es wieder so weit. Polnischer Uebermut will den Deutschen

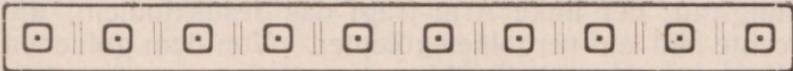
zu nahe treten, und Ich bingezwungen, Mein Volk aufzurufen zur Wahrung seiner nationalen Güter, und hier in der Marienburg spreche ich die Erwartung aus, daß alle Brüder des Ordens St. Johann immer zu Dienste stehen werden, wenn Ich sie rufe, deutsche Arbeit und deutsche Sitten zu wahren, und in diesem Wunsche und dieser Hoffnung erhebe ich mein Glas auf das Wohl des durchlauchtigsten Herrenmeisters und des Ordens St. Johann!“

Ueber das Endziel der Wiederherstellungsarbeiten aber sagt ihr Leiter, der Geheime Oberbaurat Dr. Steinbrecht:

„Draußen aber in der Umgebung dieser Hauptgebäude sind alle für das Verständnis der alten Anlage wichtigen Teile des ehemaligen Schloßgrundes wieder zurückerworben, um, — soweit nicht die neuzeitlichen Verkehrsanforderungen unüberwindliche Hindernisse bieten — durch Umgestaltung in die ursprüngliche Form dem großen Werke dienstbar zu werden.“

Wie also durch die Erneuerung der Hohkönigsburg im Westen des Reiches ein reiner Typ der Ritterburg eines einzelnen Adelsgeschlechts geschaffen worden ist, so wird einst die Marienburg uns veranschaulichen die Hauptfestung eines ganzen Landes, das sichere Magazin für die Ausrüstung großer Heere, den Fürstensitz der Hochmeister des deutschen Ordens, den Mittelpunkt eines blühenden Staatswesens. Den fernsten Geschlechtern aber soll sie sein „Symbol, Hort und Bollwerk deutscher Treue“.





Rundgang durch die Burg.

Vom Bahnhof führt uns die Langgasse über den Welschen Garten zum Neuen Weg und vor uns erhebt sich gewaltig aufragend das hohe Haus. Aus dem mächtigen Viereck springt die Schloß-



Das Mariabild.

kirche nach Osten vor, die im untern Teile die St. Annenkapelle mit der Hochmeistergruft birgt und in einer Nische das gigantische Madonnenbildnis uns zeigt. Acht Meter hoch erhebt sich das Bildnis der

Jungfrau; der linke Arm trägt das Jesuskindlein, die rechte hält ein vergoldetes Zepter. Von dem goldenen Hintergrunde und den blauen, mit Sternen übersäten Seitenwänden hebt sich die Gestalt im Goldgewande und roten Mantel ab. Das Bild ist in der Mitte des 14. Jahrhunderts unter Winrich von Kniprode von einem venetianischen Künstler verfertigt. Die Masse desselben besteht aus Stuck, in welchen kleine Pasten aus farbigem Glase eingedrückt sind. Der Anblick des Bildes ist auf Fernwirkung berechnet, aus der Nähe betrachtet, erscheinen die Formen zu plump und verletzen das ästhetische Gefühl. Im Jahre 1823 wurde das vielfach beschädigte Bild durch den italienischen Mosaikkünstler Gregori ausgebessert. Er benutzte hierzu teils italienische, teils von Baurat Gersdorf angefertigte Mosaikpasten. Im Frühjahr 1905 war die rechte Hand infolge von Witterungseinflüssen abgefallen und wurde im darauffolgenden Sommer ergänzt.

An der Südseite der Kirche erhebt sich der 62 m hohe Turm, der weit in die Lande hinausschaut und die Beobachtung der weiten Umgebung ermöglichte.

Nach der Nordseite, durch eine Lücke von der Kirche getrennt, erhebt sich ein viereckiger Verteidigungsturm, der Pfäffenturm benannt, weil er zur Priesterwohnung diente. In diese Lücke hatte man um die Mitte des 17. Jahrhunderts einen nüchternen Bau eingeschoben, in dem ein Jesuitenkolleg eingerichtet war. Er ist bei der Wiederherstellung entfernt worden. Die Straße „Neuer Weg“ wurde früher durch das Schnitztor abgeschlossen, das im Osten von dem massiven Schnitzturm überragt wurde. Im Verkehrsinteresse hat das Tor fallen müssen. In der Mitte des Nordflügels befindet sich das Eingangstor zur Burg. Bei der ersten Restauration hatte der Eingang eine feste Steinbrücke über den Graben erhalten und über dem Eingang befand sich ein Altan. Dieser wenig burggemäße Bau hat einem ernsten gedrungenen Turm weichen müssen, der nunmehr den Eingang bekrönt.

Durch mächtige, mit Schmiedeeisen reich beschlagene Tore aus Eichenholz gelangen wir auf den Burghof und wir sehen vor uns im Hintergrunde das Hohe Haus aufragen, rechts den Hochmeisterpalast, links den Ostflügel, der die Gastkammern enthielt und im Rücken haben wir den Nordflügel, der in seinem östlichen Teil die Wohnung des Großkomturs und Verwaltungsräume, in seinem westlichen die Firmarie (das Krankenhaus) enthielt.

Am Hochmeisterpalaste, der ein Stück vorspringt, vorbei gelangen wir zur Brücke, die über den trocknen oder Hausgraben zum Hochschloß führt. Den Eingang schirmte die Zugbrücke, ein Vortor und der Zwinger.

≡ **Ansichtspostkarten** ≡

von **Schloß** und **Stadt Marienburg** in
ca. 65 verschiedenen Aufnahmen.

≡≡≡ **Andenken** ≡≡≡

empfiehlt billig

Paul Assmus

Ecke Mühlengraben und Große Geistlichkeit.

Wir gelangen auf den innern Burghof, in dessen Mitte der gewaltige Brunnen steht, der jetzt wieder in einer Tiefe von 20 Meter seinen klaren Wasserspiegel zeigt. In zwei Stockwerken zieht sich der Kreuzgang um den Hof, auf der Westseite auf Granitpfeilern ruhend, von denen aber nur zwei (nahe am Eingange) alt sind.

Die offenen Fenster sind durch zierliche Säulen geteilt und in ihrem oberen Teile von reichgegliedertem Maßwerk gefüllt. Im Erdgeschoß liegen weite Kellerräume, im Westflügel die große Konventsküche. Links vom Eingange liegt die Gefangenzelle, in der der Littauerherzog Kynstud nach seiner Gefangennahme in der Schlacht bei Kauen 1361 in Verwahrung gehalten wurde, bis er mit Hilfe seines Dieners Alf entfloh.



Der Kreuzgang im Hochschloß.

Rechts vom Eingange führt eine Steintreppe in den ersten Stock und die Blicke werden gefesselt von der würdigen Pracht des Kreuzganges. Die erste Tür

führt uns in den großen Kapitelsaal im Nordflügel. Wir befinden uns in dem Raume, in dem die großen Regierungsakte vor sich gingen: Hochmeisterwahl, Beratung und Entscheidung über Krieg und Frieden, Ernennung der Ordensgebietiger, Einführung der Neueintretenden. Der hohen Bedeutung entsprechend ist der Raum ernst und würdig ausgestattet. An den Wänden sieht man die Bildnisse der Meister, darunter befindet sich das Gestühl für die Ordensritter. Die Bilder sind nach den schwachen Umrissen, die noch vorhanden waren, von Professor Schaper, Hannover, gemalt. Der Sitz des Meisters war an der Ostwand, wie uns der reicher ausgestattete Stuhl belehrt. An Pfeilern und Wänden sieht man viel bildnerischen Schmuck, der auf das Ritterleben Bezug nimmt. Die Fenster zeigen die



Die „goldene Pforte“.

Wappen der Hoch- und Landmeister, im Steinfußboden sieht man die Vorrichtungen der Zentralheizungsanlagen.

Im Osten vom Kapitelsaal liegt die Konventskirche. Durch die sogenannte „goldene Pforte“,

dem reich mit Tonbildwerk verzierten Eingange, gelangen wir in den Raum, der unsere Seele sofort durch seine Erhabenheit gefangen nimmt, in die Konventskirche. Durch die mit prächtigen Glasmalereien verzierten Fenster fällt das Licht nur gedämpft herein und erzeugt die Weihestimmung. Obgleich die Kirche von allen Burgräumen noch am besten erhalten war, mußte sie doch von Grund auf restauriert werden. Fußboden, Gestühl, Fenster, Altäre, Kronleuchter sind ergänzt. Nur die Bemalung der Wände ist in der Hauptsache alt: der Bildfries stellt in geschichtlichen und legendarischen Gestalten die Geschichte der christlichen Kirche von der Heilsverheißung bis zum jüngsten Gericht dar. Ein kunstvoll gearbeitetes Lettner teilt die Kirche in zwei Teile; zu dem nach Osten gelegenen Raum steigt man auf zwei Stufen empor. Er enthält den goldgeschmückten Hochaltar, des Hochmeisters Prunksitz, einen zweiten Altar, auf dem ein kunstvoll beschlagenes Evangelienbuch aufgeschlagen liegt und an den Seiten das reichgeschnitzte Gestühl. Der westlich gelegene Teil zeigt nur die Sitze an den Wänden. An der Westwand befindet sich die Sängerempore, auf der auch eine kleine Orgel seit dem Weihefest aufgestellt ist. Unter dieser Empore sieht man Oeffnungen in die Wand; sie gehen nach der BÜßezelle und gestatteten den Haftlingen die Teilnahme am Gottesdienst. Eine wundervolle Akustik zeichnet diesen im edelsten gothischen Stiele gehaltenen Raum aus. Bis Ende der siebziger Jahre hielt die katholische Kirchengemeinde hier ihre Vesperandachten ab; seit dem Weihefest ist sie als Königliche Kapelle anzusehen.

Neben der goldenen Pforte lesen wir an der Ostwand einen Vers, der auf die Ermordung des Meisters Werner von Orseln durch den Ordensritter Johann von Endorf im Jahre 1330 Bezug hat. Die grauenvolle Tat hat aber wohl nicht hier, sondern im Hochmeisterpalaste in der Halle neben der Hauskapelle des Meisters stattgefunden, denn dort verrichtete

Paul Assmus

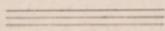
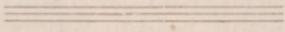
Buchdruckerei

Papier- und Schreibwaren-Handlung

Annoncen-Expedition

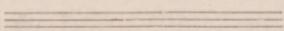
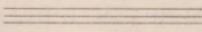
MARIENBURG W.-Pr.



Anfertigung sämtl. 
 Drucksachen.



Spezial-Geschäft für

Künstler- und 
 Genre-Postkarten.



**Sämtliche Bedarfsartikel
für Schulen.**

Lieferant zahlreicher Behörden und Büros.

dieser am Abend seine Andacht. Der Ost- und der Südflügel enthalten den großen Schlafräum für die Ritter des Konvents. An der Südostecke des Kreuzganges fesselt die reichgeschnitzte Wendeltreppe unsern Blick. Die Schnitzereien stellen Jagdscenen dar.

An der Südseite führt uns die enge Treppe, die gerade breit genug ist, um einer Person den Aufgang zu gestatten in das zweite Stockwerk. Wir gelangen in die Wohnsäle der Ritter, den siebenpfeilerigen Speisesaal mit den schweren eichenen Tischen, dem gewaltigen Kamin, dem Speiseaufzuge und den Sitzplätzen in den Fensternischen. Neben der Tür ist eine Tafel in die Mauer eingelassen, die die Rede enthält, die der Kaiser beim Festmahl im Jahre 1894 in diesem Saale hielt. Neben diesem Konventsremter befindet sich die *Konventsstube*, die für den Aufenthalt der Brüder zu geselliger Unterhaltung bestimmt war und daher einen etwas wohnlicheren Charakter aufweist. Neben diesen beiden Sälen zieht sich an der Hofseite ein schmaler Gang hin, der für den Dienst der dienenden Brüder diente. Steigen wir die Treppe zum Dachgeschoß hinauf, so genießen wir von dem äußeren Wehrgänge einen prächtigen Blick über die Stadt, und weithin schweift der Blick nach Westen über das fruchtbare große Marienburger Werder bis zu den Höhen des linken Weichselufers und nach Süden und Osten über das Hügelland des Stuhmer Kreises. Ueber den Dachboden ziehen sich die schmalen inneren Wehrgänge, die im Falle der äußersten Not diesen letzten Raum bis auf den letzten Mann zu verteidigen gestatteten.

Im Ost- und Westflügel liegen in dem Obergeschoß Vorratsräume. Im ersten Stock des Westflügels sehen wir noch die Wohnräume des Hauskomturs und des Treblers. Jeder dieser Gebietiger besaß ein größeres Gemach und eine Kammer.

Herniedersteigend lassen wir vom Hofe aus noch einmal die Verschmelzung der Gotik mit dem veneti-

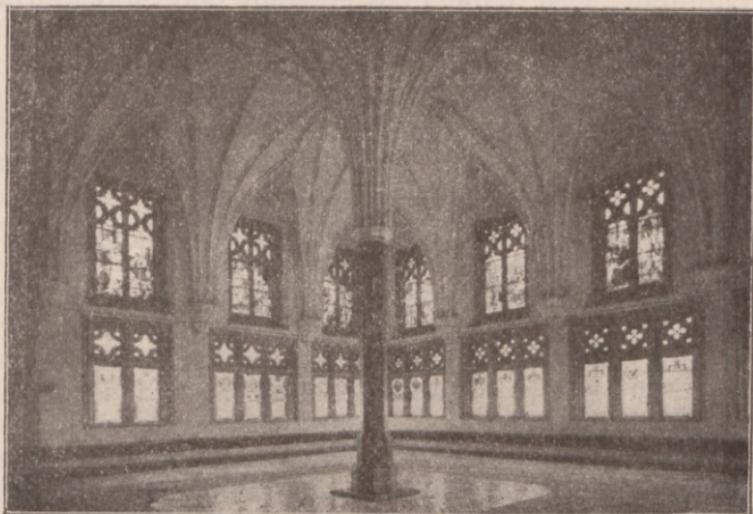


Der Siebenfeiler-Saal.

anischem Stil auf uns wirken und begeben uns durch den Zwinger über den Nordparcham nach der St. Annenkapelle, der Gruftkapelle der Hochmeister. Soweit bekannt sind elf Meister hier zur letzten Ruhe gebettet worden, erhalten sind die Grabsteine dreier Meister, des Dietrich von Altenburg, Heinrich Dusee von Arberg und Heinrich von Plauen. Auf dem Ostparcham fanden die Ritter ihre letzte Ruhestätte. Tiefe Ruhe atmet der jetzt würdig hergerichtete, unter dem Schutze der gewaltigen Mauern liegende, eigenartige Friedhof.

Vom Mittelschloß sind zur Besichtigung freigegeben der Hochmeisterpalast und der große Konventremter; in den Gastkammern ist die berühmte Blell'sche Waffensammlung aufgestellt, die durch den Verein zur Herstellung und Ausschmückung der Marienburg von ihrem Begründer erworben ist. Die Fassade des nach der Hofseite zweistöckigen Palastes zeigt ein maurisches Gepräge; schlanke Säulen tragen die runden Fensterbogen, und Zinnen bekrönen die Mauer. Wir gelangen zunächst in einen Flur, aus dem eine Treppe in den oberen Flur hinauf führt. Während der östliche Teil des Flurs Restaurationsarbeit ist, zeigt der westliche noch seine alte Form. Hier befindet sich der 18 m tiefe Hausbrunnen und ein Becken zum Waschen der Hände. Von hier gelangen wir in Meisters großen Remter oder Sommerremter, den vornehmsten Raum der Marienburg. Es ist ein hoher, lichter Saal, dessen kühn geschwungenes Deckengewölbe gleichsam aus dem einzigen hohen Pfeiler in der Mitte herauszuwachsen scheint. In 16 Rippen schießt es aus dem Kalksteinknaufe des achteckigen Granitpfeilers empor zur Höhe von $9\frac{1}{2}$ m. Dieses Meisterwerk der Baukunst muß uns hohe Bewunderung entlocken. Der Saal bildet ein Quadrat von über 14 m Seitenlänge. Zehn Fenster geben dem majestätischen Raum Licht. Sie sind mit farbenprächtigen Glasmalereien geschmückt, von Mitgliedern des Königlichen Hauses gestiftet

und im Jahre 1828 eingesetzt worden. Die Namen und Wappen der Spender sind in den kleineren Fenstern der unteren Reihe angebracht. Das erste



Meisters großer Remter.

Fenster, dem Eingang gegenüber, stellt die Aufgabe des Ordens, die Krankenpflege in Jerusalem dar. Das zweite Fenster zeigt die Ueberreichung des goldenen Ringes, des Zeichens der Hochmeisterwürde, an Hermann von Salza durch den Papst Honorius III. im Jahre 1219. Im Bilde des dritten Fensters erteilt Kaiser Friedrich II. demselben Meister bei Verleihung der Reichsfürstenwürde die Erlaubnis, im Schilde und in der Ordensfahne den schwarzen Adler zu führen. Die Zerstörung des Klosters Oliva durch die heidnischen Preußen im Jahre 1224, die zur Herbeirufung des Ordens die unmittelbare Veranlassung gab, zeigt das nächste Fenster. Das fünfte Fenster zeigt die Gründung der Burg Thorn durch den Landmeister Hermann Balk 1231. Das sechste Fenster stellt den Einzug des Hochmeisters Siegfried von Feuchtwangen in die Marienburg im Jahre 1309 dar. Im siebenten Fenster

erteilt König Ludwig IX. von Frankreich dem Meister Heinrich von Hohenlohe die Erlaubnis, die goldenen Lilien des französischen Wappens im Ordenswappen zu führen. Das achte Fenster zeigt den Empfang der Gesandten Königs Richard II. von England, das neunte eine Scene aus der Verteidigung der Burg durch Heinrich von Plauen nach der Schlacht bei Tannenberg, das zehnte Fenster das Eintreten des letzten Hochmeisters Albrecht von Brandenburg für die Lehre Luthers auf dem Reichstage zu Worms. Ueber dem Eingange und neben dem mächtigen Kamin sind die von König Friedrich Wilhelm IV. im Jahre 1854 gestifteten Freskobilder der Hochmeister Walpot von Passenheim, Hermann von Salza, Siegfried von Feuchtwangen, Ludher von Braunschweig, Dietrich von Altenburg, Winrich von Kniprode, Ulrich von Jungingen, Heinrich von Plauen und der Landmeister Hermann Balk und Meinhard von Querfurt. So wohlgelungen und wohlgemeint diese Stiftungen sind, auch der Laie empfindet, daß sie dem Charakter des Raums nicht angemessen sind und dem historischen Empfinden eine falsche Richtung geben.

Die Steinkugel über dem Kamin gibt uns Kunde von einer Episode aus der Belagerung der Burg durch die Polen. Als König Jagiello einsehen mußte, daß er mit Waffengewalt die Burg nicht erobern könne, nahm er Zuflucht zu einer Hinterlist, die den tapfern Verteidiger aus dem Wege räumen sollte. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß Plauen sich mit den erfahrenen Ordensbrüdern und den Söldnerführern oftmals in des Meisters großem Remter zur Beratung zusammenfand. Er befahl nun seinem geschicktesten Büchsenmeister, den Pfeiler, auf dem das Gewölbe des Saales ruhte, mit einer Steinkugel zu zerschmettern, so daß die einstürzende Decke seine Widersacher begraben solle. Der Büchsenmeister stellte darauf am jenseitigen Nogatufer seine größte Donnerbüchse auf, ein verräterischer Diener bezeichnete durch eine rote

Mütze, die er von außen am Fenster befestigte, die Richtung, die die Kugel nehmen müsse und den Zeitpunkt der Zusammenkunft. Der Schuß krachte, die Steinkugel aber verfehlte den Pfeiler und bohrte sich in die gegenüberliegende Wand ohne weiteren Schaden anzurichten. Eine Gewähr für die Wahrheit dieser Erzählung ist nicht gegeben, obgleich ein Vers der unter der Kugel gestanden, für dieselbe eintritt. Derselbe lautet:

„Als man zelet M. CCCCX Jahr
„Dieß sag ich euch allen fürwar
„Der Stein ward geschossen in die want
„Hie sal er bleiben czu einem ewigen pfant.“

In der östlichen Wand, nahe am Eingange, befindet sich eine breite steinerne Schänkbank. Auf dieser wurden bei festlichen Gelegenheiten die Speisen und Getränke zugereicht. Sie stand mit der im Erdgeschoß befindlichen Hochmeisterküche durch einen schmalen Gang neben dem Haupteingang und eine Wendeltreppe in Verbindung.

Aus diesem Empfangs- und Beratungssaal des Meisters, dem Sommerremter, gelangt man in den Winterremter, der einfacher und dafür wohnlicher anmutet. Auch seine Decke ruht auf einem Granitpfeiler. Die Wände waren ehemals mit den Bildnissen der Hochmeister geschmückt; Konrad von Jungingen hatte sie herstellen lassen. Bei der Wiederherstellung im Jahre 1819 waren diese Wandgemälde aber schon derart zerstört, daß man sie einfach hat übertünchen lassen. Neuerdings hat man an einer Stelle versucht, sie bloßzulegen. Die Glasmalerei der Fenster stammt aus neuer Zeit und zeigt die Wappen der Meister, die in der Marienburg residiert haben, beginnend mit Siegfried von Feuchtwangen und schließend mit Ludwig von Ehrlichshausen. Im Fußboden sieht man die Oeffnungen für die Heizanlagen. Die Heizvorrichtung zur Erwärmung der großen hohen Räume war folgender-

maßen eingerichtet: Im oberen Kellergeschoß befand sich ein gewölbter Raum, welcher durch ein mit mehreren Löchern versehenes Gewölbe in zwei Teile geteilt war. Der untere Raum diente zur Feuerung, der obere war mit Feldsteinen angefüllt. Diese wurden erhitzt und strömten, wenn die Heizung beendet und die Kohlen entfernt waren, durch Röhren, die in die zu erwärmenden Räume führten, die Hitze aus. Dergleichen Heizvorrichtungen gab es in diesem Westflügel vier, von denen die größte sich unter dem großen Konventsremter befand.

An den Winterremter schließt sich „Meisters Stube“, die ihre Renovation verschiedenen Königsberger Korporationen verdankt. Dementsprechend zeigen die Glasmalereien der Fenster Ansichten von Königsberg u. a. Domkirche, Börse, roter Krahn.

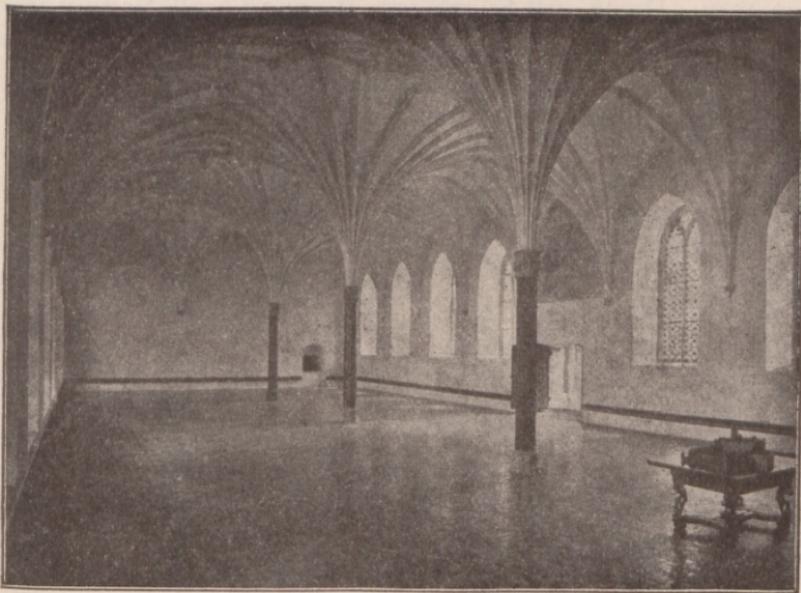
Aus diesem Raume gelangt man in die nach dem Hofe gelegene Halle, in welcher das Fremdenbuch ausliegt, in das die Besucher ihre Namen eintragen. Durch fünf Fenster erhält diese Halle reichliches Licht, zwei schlanke Granitpfeiler stützen das 5,65 m hohe Sterngewölbe. Diesen Raum hatten sich die Polen dadurch wohnlich eingerichtet, daß sie die Gewölbe eingeschlagen und durch eine Zwischendecke zwei Stockwerke hergestellt hatten. Die Wiederherstellung dieses Raumes geschah auf Kosten der Magistrate der Städte der Provinz Preußen.

Von der Halle kommt man in die Hauskapelle des Meisters, einen würdigen stimmungsvollen Raum, der nach seiner Wiederherstellung mit Altar und Geräten mittelalterlichen Stils ausgestattet ist. Unter anderem sehen wir einen kostbaren, aus dem Ordenshause Elbing stammenden Feldaltar. In neuerer Zeit hat auch eine Kopie des berühmten Memling'schen Gemäldes „das jüngste Gericht“ aus der Marienkirche zu Danzig hier einen Platz gefunden. Die Kosten der Wiederherstellung dieses Raumes wurden aus Bei-

trägen der evangelischen Geistlichkeit der Provinz Preußen bestritten.

Aus der Kapelle kommt man in das einfache Schlafgemach des Meisters, ein Bade- und ein Dienerzimmer und die Hinterkammer, in der jetzt verschiedene Sammlungen aufbewahrt werden.

Eine schmale Treppe führt von hier abwärts in den großen Konventsremter, einen Saal von $30\frac{1}{2}$ m



Der große Konventsremter.

Länge, 16,15 m Breite und 9 m Höhe. Ein Festsaal von ähnlicher Schönheit dürfte kaum noch zu finden sein. Aus drei schlanken, achteckigen Pfeilern, die in gleicher Entfernung von einander in der Mitte des Remters stehen, wächst das kunstreiche Deckengewölbe empor. Von jedem Endpfeiler gehen 24, vom Mittelpfeiler 22 zierliche Rippen zum Spitzbogen aus. Die Rippen ruhen an den Längswänden auf 7, an den

Breitenwänden auf 2 Kragsteinen, welche mit Köpfen, Blumen und Tiergestalten geschmückt sind. Die unter der Tünche vorgefundenen Farbreste bezeugen, daß Wände und Decken ehemals bemalt gewesen sind. Erhellung wird der Remter durch 8 in der westlichen Längswand und 6 in der östlichen Längswand befindlichen hohen Spitzbogenfenster. Bei der ersten Wiederherstellung hatten alle Fenster reiche Malereien erhalten, die von den westpreußischen Kreisen gestiftet worden waren. Diese mit Symbolen, Wappen und Namen verzierten Fenster sind jetzt entfernt und durch einfache Glasfenster ersetzt worden; doch steht zu erwarten, daß später wieder, dem Charakter des Baues angemessen, farbige Verglasungen geschaffen werden.

Der prächtige Saal hatte zur Glanzzeit des Ordens viel Pracht und Herrlichkeit geschaut. Hier gab es glänzende Feste zu Ehren der Fürsten und Ritter, die dem Orden mit ihrem Gefolge zu Hilfe zogen im Kampf gegen die Heiden. Bankettfreuden, Saitenspiel und Mummenschanz waren auch für diejenigen von Zeit zu Zeit notwendig, die das Loos der Entsagung freiwillig auf sich genommen. Schon beim Bau des Hauses scheint diese Bestimmung dem Saale zugewiesen worden zu sein; denn die Kopfgesimse der drei Pfeiler zeigen darauf hin. Da sehen wir Spielleute und tanzende Leute mit Narrenkappen an dem ersten, Weinlaub und Blumen am zweiten Pfeiler, während am dritten Pfeiler drei Szenen aus dem Leben unserer Stammeltern in den Stein gemeißelt sind: Eva, dem Adam den Apfel reichend, die Vertreibung aus dem Paradiese, Adam mit der Hacke auf dem Felde arbeitend und Eva am Spinnrocken neben der Wiege sitzend.

Bis gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts behielt der Konventsremter seine alte Gestalt; diente er doch den Polenkönigen bei ihrer Anwesenheit und sonst den hier residierenden Starosten als Festsaal. Zum letzten Mal diente er einem würdigen Zwecke, als am 27. September 1772 die westpreußischen Stände

den Vertretern des großen Preußenkönigs huldigten. Leider war Friedrich der Große nicht persönlich hierher gekommen; das Schicksal des alten Schlosses wäre sonst ein weniger trübes gewesen. Bald nach dem Huldigungsakte diente der Saal als Exerzierhaus, später als Reitbahn und darauf als Lazarett. Er war schließlich unkenntlich geworden, denn man hatte den Fußboden aufgerissen, etwa 1 m hoch Schutt und Erde aufgefüllt, die Fenster zum Teil vermauert und Zwischendecken gezogen. Im Jahre 1817 begann seine Wiederherstellung und manche glänzende Versammlung haben die alten Mauern seitdem geschaut. Bis in die achtziger Jahre war der Remter zu größeren Konzerten freigegeben und durch den mit herrlicher Akustik ausgestatteten Raum brauste das deutsche Lied, schollen die Weiheklänge der geistlichen Oratorien.

Im Norden grenzt an den Konventsremter die große Konventsküche. Eine Oeffnung, durch welche die Speisen hineingereicht wurden, verbindet die beiden Räume.

Unter dem Konventsremter befinden sich Keller durch zwei Etagen. Während der obere die Heizvorrichtung für den Konventsremter enthält, ist der darunter liegende der große Vorratskeller. Ein Pfeiler aus Ziegelsteinen von $1\frac{1}{2}$ m Durchmesser trägt das gewaltige Gewölbe.

Der Schloßhof zeigt Gartenanlagen. Im oberen Teil ist ein mächtiger Findling aufgerichtet und dem Gedächtnis des Oberpräsidenten von Schön geweiht, der seine ganze kraftvolle Persönlichkeit für die Erhaltung und Wiederherstellung der Burg eingesetzt hat. Treten wir aber hinaus durch den Nordeingang, so steht vor unsern Blicken inmitten geschmackvoller Anlagen das Denkmal Friedrichs des Großen, der die Provinz Preußen bei der Jahrhundertfeier der Wiedervereinigung Westpreußens mit dem Königreich Preußen dem Befreier aus tiefstem Elend gestiftet hat. Auf einem Unterbau von Marmor, den die vier Hochmeister, die

am meisten das Geschick des Ordens beeinflußt haben, zieren: Hermann v. Salza, Siegfried v. Feuchtwangen, Winrich v. Kniprode und Albrecht v. Brandenburg, steht die charakteristische Gestalt des „alten Fritz“ mit Zopf und Krückstock. Das Denkmal ist ein Werk



Denkmal des „alten Fritz“.

Professor Siemerings. Die Grundsteinlegung fand am 12. September 1872 in Gegenwart des Kaisers, des Kronprinzen und des Prinzen Friedrich Karl, die Enthüllung am 8. Oktober in Gegenwart des Kronprinzen Friedrich Wilhelm statt. Beide Feste wurden durch große historische Festzüge und sonstige Festlichkeiten verherrlicht.

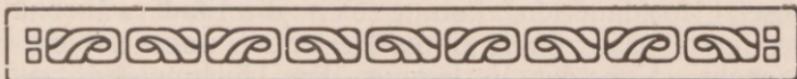
Das Friedrichdenkmal steht auf dem Boden der ehemaligen Vorburg. Von den Baulichkeiten derselben sehen wir nach Nordosten den Karwan, das alte Ordens-

zeughaus, das nach seinem Ausbau als Landwehrzeughaus dient und im Westen, gegenüber dem Nordwestgiebel des Mittelschlusses, die St. Lorenzkapelle.

An der alten Eisenbahnbrücke ist jetzt ein weiter Platz eingeebnet, den Kaiser Wilhelm II. bei seinen Besuchen, die er dem Ordensschlosse abstattet, als Haltestelle benutzt. Innerhalb des befestigten Brückenkopfes sehen wir den Buttermilchturm, der der Sage nach von den Lichtenauern Bauern zur Sühne für ihre gottlosen Streiche erbaut sein soll. Weiterhin nach Osten sehen wir Reste von Mauern und Türmen, die den äußern Mühlengraben einst bewehrten.

Wenden wir uns von der Lorenzkapelle nach der Nogat, so kommen wir an das Vorschloß. Zwischen der Schiffbrücke und der Eisenbahnbrücke standen hier einst am Ufer die Speicher des Ordens. Von dieser Westseite bietet die Burg einen imposanten Anblick. Von hier sehen wir den Hochmeisterpalast durch vier Stockwerke aufragen (die unteren Geschosse dienen als Baubureau und enthalten die Wohnungen des Bauleiters und des Schloßwarts) und gewaltig türmen sich die Mauern des Hochschlusses auf, von dessen Südwestecke der Herrendank sich über den Graben schwingt. Das in seinen edlen Formen hergestellte Brücktor zeigt uns die Stelle, an der einst die feste Holzbrücke über den Fluß führte.





Die Stadt Marienburg.

Aus der Geschichte der Stadt.

Eng verbunden ist die Geschichte der Stadt mit den Schicksalen der Burg. Ursprünglich bildete sie nur nach der von der Natur am wenigsten geschützten Seite eine Art Vorburg und bestand im wesentlichen aus dereinen Straße, dem Markt mit den Lauben, die in dem Marientor ihren Abschluß fand. Die Handfeste, durch welche die Rechten und Pflichten der Stadt bestimmt wurden, ist vom Landmeister Konrad von Thierberg unterm 27. April 1276 ausgestellt und vom Landmeister Konrad Sack erneuert und ergänzt unterm 8. Juli 1304. Der erste obrigkeitliche Beamte war Schultheiß Meneko, der die Funktionen des Bürgermeisters und Richters in sich vereinigte. Seinem Richteramte unterstanden aber nur die Deutschen der Stadt; über Preußen, Polen und Wenden behielt sich der Orden die Gerichtsbarkeit vor.

Im Jahre 1280 ließ der Landmeister Mangold von Sternberg die Stadt mit Mauern und Graben umgeben; in demselben Jahre erhielt sie die Wasserzuleitung durch den Mühlengraben. Unberührt von den blutigen Kämpfen, die an der Ostgrenze des Landes un-

gesetzt fort dauerten, konnte sich die Stadt während der ersten Jahrzehnte ihres Bestehens ungestört entwickeln. Von der Verlegung des Hochmeistersitzes nach der Marienburg hatte die Stadt einen sehr erheblichen Gewinn. Bis zu diesem Zeitpunkte war Kulm als des Landes Hauptstadt angesehen worden, nunmehr ging diese Würde allmählig auf Marienburg über. Die Nähe des Fürstenhofes, der regere Betrieb im Handel mit städtischen Erzeugnissen, der wachsende Fremdenverkehr begünstigten den Wohlstand der Bürger, erweiterten deren Tätigkeit und veranlaßten ein frischeres Aufblühen des ganzen städtischen Lebens. Marienburg wurde bald der Vereinigungspunkt und Versammlungsort der ersten städtischen Behörden der übrigen Städte Preußens, wenn über gemeinsame Angelegenheiten der Städte und des Landes mit dem Meister und den Gebietigen beratschlagt werden sollte. Auch die hansentischen Städte hielten hier oft ihre Beratungstage ab. Der infolge dieser Verhältnisse wachsende Wohlstand der Bürger tat sich in prächtigen und überfüllten Schmausereien und überhaupt in einem nicht immer nach den Regeln der Mäßigkeit gemessenen Leben kund. Schon der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen wandte sich in seiner Landesordnung gegen diese Schmausereien und die Kleiderpracht, sowie gegen das Spiel mit Karten und Würfeln um Geld.

In den langen Friedensjahren unter der segensreichen Regierung des Meisters Dietrich von Altenburg erfuhr das Städtewesen eine weitgehende Förderung. Er richtete unter den Handwerkern die Innungen und Zünfte ein, die auf die Vervollkommnung der Gewerbe wie auf den Geist und den Charakter dieses Teils der Bürger einen in allen seinen Folgen nicht zu berechnenden Einfluß geäußert haben. Ein alter Chronist berichtet uns, „daß dieser Meister den Handwerkern über ihre Gewerbe, Privilegien und Rollen geben lassen und die bestätigte, so daß sie ihre

Gilden und Innungen darnach auch in den Kirchen, Kapellen oder Altar und Priester halten sollten, darum ihre Bußen auch am meisten auf Wachs verordnet worden und zur Erhaltung der Priester auch Gezierde der Kirchen mit vielen Kerzen, welches auch dazu förderlich war, daß allein ehrliche und aufrichtige Menschen aufgenommen, sich auch darin unbescholtenes Lebens und Wandels halten mußten.“

Die alten Mauern konnten bald die Zahl der vermehrten Bewohner nicht fassen und der Bürgermeister Hans Neumeister nebst seinen Ratmannen trat mit dem Ordenstreiber Friedrich von Spira in Unterhandlung über die Erweiterung der Stadt. Im Jahre 1336 stellte der Treiber für die angelegte Neustadt eine Handfeste aus, in welcher 36 Fleischern gestattet wurde, an jedem Sonnabende Fleisch auf ihren Bänken zum Verkauf anzulegen. Die Bänke wurden ihren Inhabern erb- und eigentümlich gegen einen jährlichen Zins von fünf Vierdunge übergeben. Bis dahin war den Fleischern die Ochsengasse zu Schlächtereien zugewiesen gewesen durch Dusemer von Arfberg.

In der Blütezeit des deutschen Ordens unter Winrich von Kniprode stieg auch der Wohlstand der Stadt zu bedeutender Höhe. Bei der Huldigung überreichten die Bürger dem neuerwählten Meister eine mit Gold ausgelegte Stahlrüstung und die Jungfrauen der Stadt ein prachtvoll gesticktes Wams. Der neue Meister wandte den Städten seine landesväterliche Fürsorge in vollem Maße zu. Um die Bürger wehrhaft zu machen und zu erhalten, führte er 1354 die Sitte des Vogelschießens ein und setzte für den besten Schützen Belohnungen aus. Ein Chronist berichtet darüber: „Nachdem der Meister Winrich wohl erfahren, daß mit Armbrustschießen wohl erwehren und abzuhalten die Feinde von den Mauern der Städte sehr nütze sei, ließ er vor alle Städte einen Schießbaum setzen und einen Vogel von Holz gemacht, ungefähr in der Größe von einer Henne, die ihre Flügel aus-

breitet, darauf stecken. Dabei verordnete er Geschenke, die denen gegeben wurden, so die Flügel oder sonst ein merklich Stück als Kopf oder Schwanz abgeschossen. Der aber den Vogel ganz oder allbereit zerstückete und das letzte Stück abschob, der sollte das ganze Jahr über der Schützen König sein, dem denn auch ein sonderliches und besseres Geschenk als den anderen, nämlich eine gute starke Armbrust verordnet und gegeben ward. Auch ward diesem Könige ein silberner, überguldeter Vogel mit einer silbernen Kette, daran der vorigen Könige Wappen hingen, um den Hals bis an die Brust schwebend angehängt. Dazu hatte er auch die Ehre vor andern, daß er an Feiertagen allwege zunächst dem Rath und den Gerichtspersonen, den Vogel am Halse tragend, vor jedem andern gemeinen Mann in Prozessionen voran ging. Ueberdem hatte er in etlichen Städten in seinem Jahre diese Herrlichkeit und Freiheit, daß wenn er in den gemeinen Garten oder sonst wohin zur Zeche ging, wo einer oder mehrere der Schützenbrüderschaft vorhanden, diese ihren König in der Zeche frei hielten. Dadurch brachte der Meister den gemeinen Mann dahin, daß unter ihnen viele gute Schützen, die Stadt in Nöten zu erwehren, erfunden wurden. Und damit die Bürger sich desto fleißiger im Schießen üben möchten, gab er Rath, daß sie in den Zwingern ihrer Städte Schießgärten und Wände von Lehm mit Zielmasten zurichteten, dahin die Bürger sich zu erlustigen begeben mochten, und um Kleinode, die von zusammengelegtem Gelde durch die Schützen erkaufte oder von der Herrschaft aufgesetzt waren, daneben dann sonderliche Wetten einliefen, schießen sollten, alles dazu dienend, daß die junge Mannschaft desto geübter werde und im Fall der Noth sich und die Stadt wider die Feinde schützen könnten.“

Wie wehrhaft die Bürger durch diese Einrichtung gemacht wurden und wie gute Dienste die Bürger in Waffen zu leisten im Stande waren, erwies sich in den

schweren Zeiten, die nochmals über den Orden und das Land hereinbrachen.

Im Herbst des Jahres 1361 wurde die Stadt von einer pestartigen Seuche, die durch die Kriege in das Land geschleppt worden, heimgesucht. Dreitausend Menschen sollen zu gleicher Zeit von der Seuche niedergeworfen und von diesen nur 500 wieder genesen sein. Ein armenischer Arzt Bormienes, der am Hofe des Hochmeisters lebte, soll auf wunderbare Weise eine große Zahl Kranke geheilt haben. Um denen, die durch doppeltes Elend, Armut und Krankheit, niedergedrückt wurden, die nötige Hilfe zu schaffen, stiftete der Meister das Hospital zum heiligen Geiste vor dem Töpferthor. Seine kraftvolle Hand führte das Land durch die trüben Zeiten des Krieges, der Seuchen und des Mißwachses zu glücklicheren Zeiten. Auf einige Hungerjahre folgten eine lange Reihe reicher Jahre, in denen das Land in überreicher Fülle Lebensmittel hervorbrachte. Besonders reiche Weinjahre gab es zu dieser Zeit. Im Schutze der großen Wälder war das Klima für den Weinbau durchaus geeignet und die hier gekelterten Weine waren von vorzüglicher Güte, wie das Zeugnis des Bayernherzogs Rudolf beweist, der bei der großen Festtafel (1363) dem Mundschenk zurief, nachdem er einen großen goldenen Becher mit Thorner Landwein geleert: „Langt mir den Becher noch einmal her! der Trank ist ächtes Oel, davon einem die Schnauze anklebt“. Als begehrte Geschenke sandte der Meister von den edelsten Gewächsen an fürstliche Personen, so einst 12 Fässer an Eduard III. von England. Auf die Veredelung des Weinbaus verwandte der Meister viel Sorgfalt. Er ließ geschickte Winzer aus Italien und Deutschland kommen, kaufte aus anderen Weingegenden feinste und edelste Gewächse und ließ sie hier anpflanzen. Das Erzeugnis einzelner Jahre war dafür auch ein großartiges, im Jahre 1379 z. B. ließ der Meister in Marienburg 608 Tonnen füllen und der Chronist er-

zählt, daß die Keller des Hochmeisters so überfüllt gewesen, daß der Dunst des gährenden Mostes bis in die Gemächer des Meisters gedrungen sei, so daß er habe befehlen müssen, die Oeffnungen der Keller mit Strohwischen zu verstopfen.

In der „Willkühr“, die Winrich der Stadt im Jahre 1365 gab und in der alle Verhältnisse des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Lebens streng geregelt sind, werden auch genaue Bestimmungen getroffen über den Ausschank von Wein; jedoch geht aus dieser Urkunde hervor, daß auch der Verbrauch an Met und Bier ein recht beträchtlicher gewesen sein muß. Einen kräftigen Trunk fand man hier also in der Ordnung und die Bäcker müssen es schon recht arg getrieben haben, wenn die Chronik von ihnen sagt: „Zu dieser Zeit waren die Becker auf Marienburg große Bierlappen und Spieler und hatten ihren Ausgang bei einem Bürger Werner Wittenbergk, bei ihm verspielten die Becker oft Hemd und Rock“.

Außer der „Willkühr“ entwarf der Meister auch eine Kleiderordnung, weil der Luxus ein zu bedeutender wurde und man beinahe keinen Stand von dem andern, die obrigkeitliche Person von dem gemeinen Bürger unterscheiden konnte. Er verordnete deshalb: der Bürgermeister oder Schultheiß und jede ratsverwandte Person tragen zur Anzeige ihrer Würden im Winter ein Marderfell um den Hals und einen langen, vorn offenen Mantel, im Sommer einen Hut mit drei silbernen Knöpflein, um den Leib einen Gürtel mit silberner Spange und einen Degen mit silberner Scheide und Griff. Der Hut sei mit Seide gestickt, der der Ratsherren von brauner Farbe. Dem Kaufmann vergönnte der Meister goldene Ringe zu tragen mit seinem Kaufmannszeichen, welches wenigstens ein Kreuz oder Kreuzstrichlein haben mußte. Ihm war auch eine Joppe oder Wamms aus Seide erlaubt. Der gemeine Mann aber sollte sein Gewand nur aus Lundischem Tuch verfertigen lassen, er durfte aber seine Joppe

oder Wamms mit silbernen Heften zieren. Alle sollten sie Bärte und vorn zugemachte, nur an der rechten Seite offene Mäntel tragen.

Den Frauen der Ratsherren und Kaufleute gestattete der Meister Hauben von Sammt; an diesen sollten einige Goldstoff und breite goldne Borten tragen und ihre Ehrenkleider auf der linken Seite mit Gold besetzen lassen dürfen. Den Frauen der Handwerker und gemeiner Leute ward dieser Schmuck untersagt. Jungfrauen, wenn sie Töchter von Ratsherren waren, vergönnte der Meister perlene Börtchen oder Perlenkränze; die von niedrigerem Stande trugen Borten mit silbernen Spangen, bald mit gebognen oder ungebognen Flittern, bald auch ohne solche.

Man sieht hieraus, daß die Bestimmungen gar nicht so einschränkende waren und der Putzsucht noch reichlich Spielraum gewährten, anderseits zeigen sie an, daß der Wohlstand ein allgemeiner gewesen sein muß.

Aber auch für die geistigen Interessen der Bürger sorgte der Meister. So gründete er in Marienburg eine lateinische Schule, die er unter die Aufsicht Peters von Augsburg, eines gelehrten Ordenspriesters stellte. Ihr Zweck war, höhere Bildung des adeligen und bürgerlichen Standes zu vermitteln. Die adeligen Schüler konnten nach vollendeter Schulzeit zu den untersten Stufen des Ritterstandes gelangen, die bürgerlichen bereiteten sich dort zu priesterlichen Würden vor und konnten, wenn sie die nötige Prüfung bestanden als geistliche Brüder in den Orden aufgenommen werden. Während der Ordenspriester, der Scholasticus oder Scholarch die Aufsicht über die Schule führte, wurde sie vom Schulmeister geleitet, der auf Vorschlag des Scholarchen vom Komthur ernannt wurde und zwar für Lebenszeit. Der Schulmeister nahm sich einen oder zwei Gehilfen (den Succentor und Locatus). Der Unterhalt der Lehrer lag

den Eltern der Kinder ob; die Stadt gab ihnen wohl freie Wohnung. Die Schüler zahlten Lichtgeld, Quatembergeld, Holzgeld, Kerngeld (Kirschengeld), Anhebergeld u. s. w. Der Schulmeister erhielt ums Jahr 1400 von jedem Fiebelschützen auf diese Weise jährlich etwa 2 Thlr. 22 Sgr., von den Schülern der zweiten Klasse 4 Thlr. 10 Sgr. und von den Weiterrorgerückten 5 Thlr. 4 Sgr. Winrich soll auch viele Landschulen begründet haben.

Für die Elenden und Kranken sorgte der Spittler. In Marienburg waren drei Spitäler: das Jerusalem-Spital, das St. Georgen-Spital samt Kapelle, da wo jetzt die evangelische Kirche ist und das Heiligegeist-Spital nebst Kirche vor dem Heiligengeist-Tor, dem jetzigen Töpfertor. Letzteres ist im Jahre 1807 abgebrannt. Zur Unterhaltung der Spitäler waren die Einkünfte besonderer Höfe bestimmt.

Münze, Maße und Gewicht waren im Ordensstaate einheitlich geregelt. Das landesübliche Längenmaß war die kulmische Elle, das Flächenmaß die flämische und später die kulmische Hufe. Erstere war etwa um $\frac{1}{5}$ größer.

Gewichtseinheit war die kulmische Mark, die 16 Lot hatte. Nach Mark wurde auch das Geld berechnet. Die Mark hatte 4 Vierdunge oder 24 Scoter. Unter Winrich von Kniprode hatte die Mark 60 Schillinge oder 45 Halbscheter oder 180 Vierchen oder 720 Pfennige; auch Groschen gab es um diese Zeit, von denen 20 eine Mark ausmachten. Die Ordensmünze verschlechterte sich mit dem Niedergange des Ordens. Während die Mark ums Jahr 1340 noch 13 Lot Silber hatte, enthielt sie nach der Tannenberger Schlacht nur noch $3\frac{1}{5}$ Lot; während aus euer Mark Silber ursprünglich 60 Schillinge geprägt wurden, lieferte sie später 112 bis 134. Die Münze war zeitweilig so schlecht, daß man sie im Auslande nicht in Zahlung nehmen wollte. Von ausländischen Münzen waren verbreitet: böhmische

Groschen, von denen 10 eine Mark ausmachten und ungarische Gulden, von denen 2 auf eine Mark gingen.

Dem heutigen Geldwerte nach war eine Mark vor Winrichs Zeit ungefähr 15 Mk., ein Schilling demnach 0,25 Mk., ums Jahr 1420 hatte der Schilling nur noch einen Wert von 15 Pf., um 1450 einen solchen von 7 Pfennigen.

Da zu jener Zeit der Warenaustausch sich nur immer auf kleineren Gebieten vollziehen konnte, so waren die Preise nach der Produktion sehr verschieden. Es kostete z. B. im Jahre 1313 eine Last Roggen 3 Mk. (45 Mk.), 1390 dagegen 15 Mk. (225 Mk.). Die Fruchtbarkeit des Bodens gewährleistete viele gute Ernten, aber die Urkunden wissen auch von vielen teuern Jahren zu berichten. In den reichen Jahren sorgte das Ordensregiment, daß die großen Ordensspeicher gefüllt wurden; so lagerten nach dem reichen Erntejahre 1405 allein in den Speichern Marienburgs 3135 Last Korn.

Da aber kam das Unglücksjahr 1410. Am 15. Juli brach auf Tannenbergs Schlachtfeld das stolze Ordensgebäude in Trümmer und wenige Tage darauf war die Stadt Marienburg ein rauchender, glühender Aschhaufen. Da des wackern Plauens Verteidigungskräfte nicht genügten, um die ausgedehnten Werke der Stadt erfolgreich zu verteidigen, hatte sie vernichtet werden müssen, nachdem alles Bergenswerte in die Vorburg geschafft worden war und nur die Johanniskirche, das Rathaus und drei andere Gebäude waren von dem verheerenden Elemente verschont geblieben. Hart mag wohl die bittere Notwendigkeit, ihr Eigentum zu opfern, den treuen Bürgern angekommen sein und hart war es nach der erfolglosen Belagerung und dem Abzug der Feinde auf der alten Heimstätte eine neue zu gründen. Von den 400 Bürgern ohne die waffenfähigen Gesellen und die junge Mannschaft war der vierte Teil dahingerafft worden

während der zweimonatlichen Belagerung. Erst nach 6 Jahren war die Bürgerschaft wieder vollzählig geworden und die Stadt in ihrer vorigen Ausdehnung wieder hergestellt; ihren alten Wohlstand aber hat sie nie wieder erreicht. Zwar wurde den Bürgern durch eine besondere Urkunde der dritte Teil ihrer Schulden, freilich auf Kosten ihrer Gläubiger im Jahre 1412 erlassen, aber dieses vermochte nur wenig Erleichterung zu schaffen.

Von dem lobenswerten Streben beseelt, durch Einigkeit zwischen dem Orden und dem Lande der Einwohner Not zu steuern und Mittel zu schaffen, um die ungeheuern Kosten des Krieges zu decken, schuf Plauen den Landesrat. 20 der vornehmsten Adeligen und 27 Bürger, aus jeder größeren Stadt zwei, sollten im Rate der Gebietiger die allgemeinen Landesangelegenheiten mitberaten, über Krieg und Frieden, über Steuererhebungen und Rechtsverletzungen entscheiden und jährlich einmal sich zu einer Landtagsversammlung in Elbing zusammenfinden.

Leider wurde auch diese segensreich gedachte Einrichtung bei der allgemeinen Mißstimmung und der Unmöglichkeit, der furchtbaren Not zu steuern, dem Orden und dem Lande zum Verderben. Städte und Adel verbanden sich 1440 in Marienwerder zum „preußischen Bund“ zur gegenseitigen Abwehr jeglicher Unbill und Gewalt. Er bildete sich zu einer Nebenregierung aus, die sogar Steuern im Lande erhob. Als der Bund diese Wege einschlug, wandte sich die Stadt Marienburg, eingedenk aller Wohltaten, die ihr der Orden erwiesen, vom Bunde ab und schloß sich wieder fester an den Orden, und als das Schwert die letzte Entscheidung über die Herrschaft im Lande herbeiführen sollte, streckte die Stadt dem Orden zu seinen Rüstungen 4000 Mark vor, wogegen ihr die Ordenshöfe Kalthof, Warnau, Heubuden und das Dorf Vogelvang verpfändet wurden mit der Bedingung, daß diese Güter Eigentum der Stadt bleiben sollten, wenn der

Orden das Land räumen müßte. Wie und mit welchem Erfolge die Bürger der Stadt ihre Untertanentreue bekundeten, ist an anderer Stelle ausgeführt worden. Am 6. August 1460 mußte die Uebergabe der Stadt an die Polen erfolgen und am 8. August büßte Bartholomäus Blume seine Treue mit dem Tode durch Henkers Hand.

Nach dem endgiltigen Frieden zu Thorn am 19. Oktober 1466 kehrte zwar Ruhe in das schwer heimgesuchte Land ein, aber es war die Ruhe des Grabes. Not und entsetzliches Elend herrschten im Lande und vornehmlich auch in Marienburg, der einst glänzenden Hochmeisterstadt, die nun in Trümmern lag. Obgleich dem Lande bei der Uebernahme vom Könige Kasimir alle Freiheiten und Rechte bestätigt worden waren, kehrte die Verwaltung sich nicht an diese Bestimmungen. Um die noch im Lande weilenden Söldner fortzuschaffen, mußten die Stände Steuern, die man dem Orden verweigert, bewilligen, und hauptsächlich waren es die Städte, die sie aufbringen mußten. Aber auch zu den Kriegen, die Polen gegen die Ungarn und Türken führte, wurden, entgegen den Verträgen, in Preußen Beisteuern erhoben. Die Rechtlosigkeit der Bürger wurde allgemein; jedermann war der Willkühr der Machthaber ausgesetzt, die Bestechlichkeit derselben war eine bekannte Erscheinung. Das Gebiet um Marienburg litt in dieser Zeit noch besonders schwer durch die vielen Damnbrüche und Ueberschwemmungen; Mißernten und Seuchen erhöhten die Not der Bewohner.

Die erste Periode der polnischen Zeit bis zum Jahre 1625 wird hauptsächlich charakterisiert durch die Kirchentrennung. Luthers Lehre fand frühzeitig Anhänger in Westpreußen; schon 1521 predigten in Danzig Bekenner derselben und im Jahre 1523 erließ König Sigismund eine Verordnung an den Rat von Marienburg gegen die Verbreitung der evangelischen Lehre, worin allen denen, die dieselbe bekennen,

schützen oder verbreiten würden, mit Todesstrafe und Einziehung der Güter gedroht wurde. Eine ähnliche Verordnung erhielt der Rat im Jahre 1525. Aber schon im Jahre 1526 soll der erste evangelische Prediger Jakob Knade nach Marienburg berufen worden sein und in der St. Georgskirche gepredigt haben. Diese war bei der Belagerung der Stadt fast ganz zerstört worden und wurde 1471 vom König Kasimir der Stadt übergeben, die sie wieder aufbauen sollte. Da die Stadt somit das Patronatrecht über diese Kirche hatte, so wurde es ihr leicht, hier die Kirchenverbesserung durchzuführen. Das Beispiel der drei Städte Danzig, Elbing und Marienburg wirkte auch auf das Land und fast allgemein finden wir im Werder das Bekenntnis zur Lehre Luthers, freilich mit einer gewissen Heimlichkeit verbreitet. Erst durch das Religionsedikt Sigismund Augusts vom Jahre 1569, das den Bewohnern des Landes die ungestörte Ausübung des Kultus gestattete und den übergetretenen Gemeinden die Kirchen einräumte, wurde der gedrückte Zustand erleichtert. Die Marienburger erhielten im Jahre 1575 die Erlaubnis, die Pfarrkirche (Johanniskirche) gemeinschaftlich mit den Katholiken zum Gottesdienst zu benutzen; das Abendmahl aber durfte nur in der St. Georgskirche gereicht werden. Auf Betreiben des Bischofs Tilicki von Culm (später im Ermland) mußten die Evangelischen drei Jahre später die Pfarrkirche wieder räumen und in einem Hause am Markte (dem 1899 abgebrannten Bethause) Gottesdienst abhalten. Auch die Kirchenhufen in Willenberg, das Brauhaus in der Schmiedegasse, sowie das Gebäude der lateinischen Schule mußten ausgeliefert werden; dagegen behielten die Evangelischen die Torkapelle.

Die Torkapelle befand sich über dem äußeren Marientor oder dem Fährtor. Vor dem Marientor nach Süden befand sich ein zweites starkes Tor, zwischen beiden der Graben mit der Zugbrücke. In diesen Zwischenraum mündete die Auffahrt von der

Nogat und der hier über dieselbe führenden Fähre. Zwei runde Türme schirmten das hohe Spitzbogentor. Von diesen Türmen gingen zwei sehr starke Mauern, auf breiten Bogen ruhend, quer über den Graben und schlossen die Zugbrücke ein. Auf diesen Mauern war — vermutlich von Michael Küchmeister von Sternberg, der dieses Außenwerk anlegte — eine Kapelle gebaut. Diese war so lang, wie der Graben breit, hoch gewölbt und nach Süden mit runden, schlanken, mit zierlichen, hohen Spitzen versehenen Türmen geschmückt. Den Ausgang in ihr Inneres bildeten zwei in jeder Seitenmauer befindlichen Treppen. In der Kapelle hatte das wundertätige Marienbild Aufstellung gefunden, das einstmals in der Kapelle des alten Dorfes Alyem der Zielpunkt der Wallfahrer gewesen war. — Die Kapelle wurde während der Schwedenkriege vernichtet; die großen Türme mit den Seitenmauern haben bis zum Jahre 1809 gestanden.

Unter König Sigismund III. kamen die Jesuiten ins Land und taten der Reformation großen Abbruch. Nach Marienburg kamen sie etwa um das Jahr 1595 und bauten hier ein Haus neben der Pfarrkirche, quer in den Markt hinein. 1638 erwarben sie Grundstücke in der Stadt, in Koscielitzki (Warnau) und den Jesuitenhof bei Rehhof. 1650 bauten sie das schon erwähnte Kollegium zwischen Schloßkirche und Pfaffenturm. Zur Verhetzung der Konfessionen taten sie das denkbar möglichste; das Kollegium war eine Pflanzschule des Hasses gegen die Protestanten.

Um etwas Erfreuliches aus dieser trüben Zeit berichten zu können, ist die Errichtung zweier Stiftungen zu erwähnen, die des Rathaus- oder Elisabeth-Hospitals und des Gerichtshospitals oder des Gotteskellers. Mit dem ersteren hatte es folgende Bewandnis: König Kasimir schenkte die dem hingerichteten Bürgermeister Blume gehörigen Grundstücke an Otto von Machwitz, einem seiner treuen Anhänger. Edelmütig gab dieser einen Teil an Blumes Witwe zurück, zwei

Häuser aber schenkte er den Armen der Stadt und die Verwaltung überließ er dem Magistrate, der aus den Einkünften das erwähnte Hospital errichtete (1471). Das andere Hospital gründete er im Jahre 1540.

Wie wir schon die erste Periode der polnischen Herrschaft als eine trübe bezeichnen mußten, so war es die zweite in noch viel höherem Maße; denn in sie fallen die schwedisch-polnischen Kriege, deren Hauptschauplatz die Umgebung Marienburgs war. Die Veranlassung zu diesen Kriegen war kurz folgender: Nach dem Aussterben des Mannesstammes der Jagellonen wählten die Polen den schwedischen Prinzen Sigismund, der mütterlicherseits von den Jagellonen abstammte, zum Könige. Nach dem Tode Johannes von Schweden wurde Sigismund als berechtigter Thronfolger auch König von Schweden. Schweden fühlte sich als Nebenland von Polen und bei dem Eifer, den Sigismund für den Katholizismus entfaltete, unbehaglich und wählte den Reichsverweser, Sigismunds Onkel Karl zum Könige. Sigismund suchte nun sein Recht mit den Waffen zu verteidigen, aber seine Kriege im Norden waren unglücklich. Als Gustav Adolf auf den schwedischen Thron kam, verlegte er den Kriegsschauplatz nach dem polnischen Reiche. — An anderer Stelle ist schon mitgeteilt, daß Gustav Adolf nach seiner Landung bei Pillau 1626 über Elbing vor die Marienburg zog und sie ohne Opfer einnahm. Der Rat der Stadt fühlte sich verpflichtet, bei dem Könige von Polen sich wegen der so schnellen Uebergabe der Stadt zu rechtfertigen. Es heißt in dieser Schrift u. a.: „Die Stadt ist absonderlich mit commissionen und schweren Processen in Geist- und Weltlichen Sachen und durch die vielfältigen contributiones, so die Privat-Bürger in Mangel der Stadt Einkünfte thun müssen, dergestalt abgemattet, daß sie nicht allein gantz umb ihr Vermögen kommen, sondern auch darüber in so schweren Schulden Last, darinnen sie noch bis über das Haupt watet, gerathen. Denn diese Stadt in felici

quondam fato bey ihrer Foundation fast mit keinen proventibus versehen und den hochbeschwerlichen jährlichen Brückenbau und alle anderen Vorrichtungen ex privatis Civium collationibus bestellen muß, desgleichen Exempel im gantzen Lande bei keiner anderen Stadt zu finden, da auch in den kleinsten Städtlein das Rathaus seine nothdürftige Proventus hat, hier aber allein auf die Bürger ankommt.“ Infolge dieser Verhältnisse seien Gräben und Wälle so verfallen, daß man an einzelnen Stellen bequem bei Tag und Nacht hindurch und hinüber gehen könne.

Marienburg wurde fortan von den Schweden hinreichend besetzt und bildete den Ausgangspunkt der kriegerischen Operationen. Es wurde mit Schanzen befestigt, an denen Bürger und Werderer arbeiten und selbst die benachbarten Städte Rasen herbeischaffen mußten. Die Schanzen wurden mit Kanonen besetzt.

Im Werder gab es jahraus jahrein Kriegsscharmützel, bei denen bald die Schweden, bald die Polen die Ueberhand behielten. Dabei aber wurde das Land so ausgesogen, daß die Schweden Getreide aus ihrem Lande herbeischaffen mußten, um ihre Truppen zu ernähren.

Bei dem am 26. September 1629 abgeschlossenen Waffenstillstand auf 6 Jahre kam ein Teil des großen Werders sowie Marienburg und Stuhm unter die Sequestation des Kurfürsten Georg Wilhelm von Brandenburg. Dieser besuchte im Jahre 1630 Marienburg. Im Jahre 1635 wurde der Waffenstillstand zu Stuhmsdorf bis zum Jahre 1661 verlängert und Marienburg an Polen zurückgegeben.

Im Jahre 1654 brach der zweite schwedisch-polnische Krieg aus, der sich wieder im Werder abspielte; Marienburg hatte eine Belagerung auszuhalten, konnte aber nicht genommen werden. Der Friede zu Oliva beendete diesen Krieg (1660).

Als König Karl XII. den schwedischen Thron bestiegen, begann der dritte Krieg zwischen Schweden und Polen. Sachsen, Polen, Schweden wechselten sich 26 Jahre hindurch in der Stadt und dem Werder ab und jede Truppe brandschatzte die Einwohner. Um nur einige Summen zu erwähnen: Im Jahre 1711 erpreßten die Sachsen von der Stadt 40000 Gulden, die Russen 5000; im folgenden Jahre Russen und Polen 12000 Gulden, im Jahre 1713 die Polen 8366 Gulden und bald darauf 21470 Gulden; dazu kamen die unaufhörlichen Einquartierungslasten.

Angesichts dieser Zustände ist dem Chronisten wohl zu glauben, wenn er das Elend als ein unglaubliches bezeichnet. In ihrem Haupterwerbszweige, dem Gewerbe, wurden die Bürger aufs gröblichste von den polnischen Beamten belästigt und gestört. Dieselben gestatteten auf der Schloßfreiheit (Vorschloß) die Eröffnung von Schänken, die Schloßbier verkauften, von Krambuden und die Ansiedelung von Handwerkern, die nicht zunftfähig waren. Das geschah nicht etwa aus Unkenntnis der Rechte und Privilegien der Bürger, sondern um sich besondere Einnahmequellen zu verschaffen. Auf die an den König gerichteten Beschwerden erfolgte dann nach langer Zeit fast immer die Bestätigung der bürgerlichen Rechte, aber die Statthalter kümmerten sich wenig um den königlichen Bescheid, und wenn sie hin und wieder die Schloßgründe von den angesiedelten Gewerbetreibenden säuberten, so geschah es doch nur, um bald darauf gegen entsprechende Leistungen neue Gewerbetreibende hier anzusiedeln. Als schließlich die Marienburger Oekonomie nicht mehr im Namen des Königs für die königliche Tafel verwaltet, sondern verpachtet wurde, wurden die Bedrückungen noch ärger und die Pächter verboten sogar den Verkauf städtischer Waren auf den Schloßgründen.

Als im Jahre 1734 die Russen zur Bekämpfung der Thronkandidatur Stanislaus Leczynski nach Danzig

zogen, mußte Marienburg wieder für den Unterhalt der durchziehenden Truppen sorgen und außerdem monatlich 30150 Gulden Kriegskosten zahlen.

Während des siebenjährigen Krieges nahmen die Russen regelmäßig Winterquartiere in Preußen, und Marienburg war seit dem Jahre 1758 das Hauptquartier.

Mit der preußischen Besitznahme des Landes erhielt das Motto des preußischen Königtums „Jedem das Seine“ auch hier Geltung, wo bisher die ärgste Willkür geherrscht hatte. In dem Notifikationspatent vom 28. September 1772, in dem die Gründe für die Besitznahme der Provinz angegeben wurden, heißt es: „Wir halten es für Unsere Oberherrlichen Pflichten, daß nunmehr Recht und Gerechtigkeit in diesem Lande ohne Ansehen der Person wiederfare und Jeder ebenderselben unparteiischen und kurzen Rechtspflege teilhaftig werde, deren sich alle unter Unserem Scepter und Schutz stehende Völker und Unterthanen zu erfreuen haben.“ Das war die größte Errungenschaft für das bedauernswerte Land. Wurde die Stadt Marienburg auch nicht, wie sie gehofft, Sitz der Regierung, so wurde sie doch Kreisstadt und Sitz des Werdervogteigerichts, der Kreis-Justizkommission, des Domänen-Justizamts und der Intendantur.

Der Marienburger Kreis war damals bedeutend größer als heute. Es gehörten zu ihm viele Ortschaften, die jetzt zum Elbinger und Stuhmer Kreise gehören; der Gerichtskreis erstreckte sich sogar noch weiter, als der landrätliche. Die Stadt hatte ohne Vorstädte 262 Feuerstellen und mit den Vorstädten 4575 Seelen. Sie hatte drei katholische und eine evangelische Kirche, einen lutherischen Prediger, der zugleich Inspektor der lutherischen Kirchen im kleinen Werder und in den Städten Stuhm und Christburg war. Das Jesuitenkollegium wurde 1781 in ein katholisches Gymnasium umgewandelt. Die aus der Zeit Winrichs stammende Gelehrtenschule, die längere Zeit

in Verfall gewesen, hob sich durch die Bemühungen des Bürgermeisters John und unter der tüchtigen Leitung der Rektoren Wundsch und Jachmann. Sie zählte bald gegen 100 Zöglinge, zum Teil aus den entferntesten Gegenden, die hier in Sprachen und Wissenschaften unterrichtet wurden.

Die langsam fortschreitende Gesundung des arg zerrütteten Gemeinwesens wurde durch das Unglücksjahr 1806 jäh unterbrochen. Am 21. Januar 1807 zogen die ersten französischen Trupper, 200 Mann unter Oberst Bauer, in die Stadt. Als sie nach einer viertägigen Ruhepause die Stadt verließen, mußte ihnen 400 Taler Kontribution gezahlt werden. Nach der für die Franzosen ungünstigen Schlacht bei Pr. Eylau zogen sie sich nach der Weichsel zurück. Am Nachmittage des 13. Februar rückten unerwartet 7000 Mann Kavallerie und Infanterie unter dem Marschall Lefèvre in Marienburg ein. Die Stadt war überfüllt, in den einzelnen Häusern lagen 30—40 Mann und die bald trunkenen Soldaten verübten die größten Excesse. Als das Korps am 16. nach Christburg weiter zog, mußte die Stadt 3600 Taler bar und Lieferungen in ungefähr gleichem Betrage aufbringen, Vom 23. Februar bis 1. März waren wiederum 3000 Mann in der Stadt und außer der Verpflegung kostete diese Truppe noch 900 Taler Kontribution. Am 3. März verbreitete sich die Schreckenskunde, daß die Vorstädte rings um die Stadt abgebrochen und an ihrer Stelle Schanzen aufgeworfen werden sollten. Bereits am nächsten Tage wurde mit dem Abbruch der Häuser begonnen, das Hospital und die Torschreiberei am Marientor wurde zuerst abgebrochen.

Eine Deputation, bestehend aus dem Superintendenten Heinel, dem Regierungsrat Hüllmann und dem Kondukteur Fromm, wurde unverweilt abgeschickt, um den Kaiser um Zurücknahme des Befehls zu bitten; aber sie brachte nur leere Versprechungen

des Kriegsministers Berthier aus dem Hoflager des Kaisers in Osterode mit und die Abbruchsarbeiten nahmen ihren Fortgang. Mitte März waren bereits 2000 Mann bei den Schanzen beschäftigt. Die Arbeits- und Zimmerleute, die die Stadt stellen mußte, kosteten dieser täglich 75 Thlr.; die Arbeiter aus dem Werder mußte dieses bezahlen. Zum Bau der Schiffbrücke mußte die Stadt außerdem noch aus jedem Hause einen Mann stellen.

Infolge der Menschenhäufung stiegen die Lebensmittel unverhältnismäßig im Preise. So kostete ein Pfd. Butter 16 Sgr., ein Pfd. Kaffee 5 Gulden. Schlachtvieh war im Werder bald nicht mehr aufzutreiben; statt 800 Ochsen, die geliefert werden sollten, vermochten die mit der Requisition beauftragten Offiziere nur 150 Stück zusammen zu bringen. Den hohen Offizieren mußte die Stadt Tafelgelder zahlen, so dem Gouverneur täglich 4 Dukaten, dem Kommandanten 1 Friedrichsdor, dem Kriegskommissar 5 Thlr. Am verhaßtesten war seiner Requisitionen wegen der General d'Espagne, welcher der Stadt täglich etwa 100 Thlr. kostete.

Am 25. April 1807 um 6 Uhr abends kam Napoleon mit großem Gefolge von Finkenstein nach Marienburg. Bevor er sein Quartier in der Intendantur am Niederschloß bezog, ritt er nochmals die aufgeworfenen Wälle vom Sandtor resp. von der Langgasse nach dem Marientor ab. Sie fanden nicht seinen Beifall und er erklärte sie für nutzlos. Am nächsten Morgen ritt der Kaiser nach Dirschau, um die dortigen Befestigungsanlagen anzusehen, war aber um 10 Uhr bereits wieder zurück und bezeichnete die Linie, in der die äußeren Befestigungswerke errichtet werden sollten. Darnach hielt er eine Revue über die bei Sandhof aufgestellten Truppen ab und kehrte in sein Hauptquartier Finkenstein zurück.

Die Schanzarbeiten nahmen ihren Fortgang; unter anderen Baulichkeiten fielen ihnen vor dem Töpfertor

die Heilige-Geistkirche und das Hospital zum Opfer. Erst nach dem Frieden zu Tilsit wurden die Arbeiten eingestellt. Der Befehl, alle Häuser an der Nogat vom Buttermilchturm bis zum Marientor abzubrechen, fand glücklicherweise keine Ausführung mehr.

Zwischen Liebental und der Landmühle war ein großes Lager aufgeschlagen, in dem nicht weniger als 30000 Mann hausten. Die Stadt mußte einen großen Teil der Lebensbedürfnisse für die Mannschaften liefern.

Nach dem Abbruch des Lazarets vor dem Marientor wurde ein solches in der Stadt eingerichtet; die Einrichtungsgegenstände mußte die Stadt liefern. Bald jedoch reichte es nicht mehr aus und es wurde zunächst im Mittelschloß eine Anzahl Kranker untergebracht, dann aber, als auch dieses zu klein sich erwies, richtete man das Magazin des Hochschlosses zur Aufnahme von 1500 Kranken ein.

Der Friede brachte zunächst nur vermehrte Lasten der Stadt; denn der Rückmarsch der Truppen brachte unaufhörlich Einquartierungen und erneute Requisitionen. Wie schamlos die französischen Generäle selbst nach abgeschlossenem Frieden Erpressungen ausübten, um sich zu bereichern, zeigen folgende Fälle: Ein Artillerie-General verlangte, daß die Stadt ihm die Nogatbrücke, die aus städtischen Mitteln erbaut worden war, abkaufe, widrigenfalls er sie nach Danzig verkaufen würde. Trotzdem der Magistrat sich lange gegen diesen schmachlichen Handel sträubte, mußte sie schließlich ihr Eigentum für 1800 Thlr. kaufen; für die Pallisaden in den Wällen mußte sie 2000 Thlr. bezahlen. Die von den Bürgern hergeliehenen Einrichtungsgegenstände in den Lazareten wurden versteigert und die Bürger waren gezwungen, ihre Wirtschaftsutensilien zurückzukaufen.

Fast $1\frac{1}{2}$ Jahre nach dem Tilsiter Frieden erst am 22. November 1808 erfolgte die endgültige Räumung der Stadt durch die Franzosen. Was diese Franzosen-

zeit für die Stadt bedeutet, erkennt man, wenn man erfährt, daß die Aufwendung der Stadt ca. 160000 Taler in derselben erforderte.

Doch der durch das Unglück wachgerufene neue Geist, der durch den innern Aufschwung den äußeren vorbereitete, ließ mutvoll in die Zukunft schauen. Die am 19. November 1808 gewährte Städteordnung schuf neues reges Leben im Gemeinwesen. Am 15. Januar 1809 fanden die ersten Wahlen der Stadtverordneten statt: Superintendent Heinel hatte in einer Predigt den Wählern die Wichtigkeit dieses Aktes ans Herz gelegt. Am 18. Juli fand die Einführung des neuen Bürgermeisters Kramer und der Stadtverordneten statt. Statt der bisherigen vier Bürgermeister, die sich in der Leitung abwechselten, gab es nunmehr einen auf Lebenszeit gewählten Bürgermeister. Gleichzeitig wurde die Trennung der Kirchengemeinde von der Stadtgemeinde durchgeführt, die Beschränkung der Rechte der Katholiken hörte auf und den Juden wurde gestattet, sich anzusiedeln.

Das Jahr 1812 brachte noch einmal alle Leiden des Krieges für die Stadt. Wiederum wurde an die Befestigung der Stadt gearbeitet, und eine Schuldenlast von 138,844 Taler gesellte sich zu der bisherigen. Aber doch blieb die Stadt nicht zurück, als der Freiheitsruf durch die Lande ging und alles sich rüstete, das Joch der Fremdherrschaft abzuwerfen. Sie rüstete 111 Landwehrmänner zu Fuß und 10 zu Pferde aus, was einen Kostenaufwand von etwa 1900 Taler erforderte und brachte noch 2000 Taler an Liebesgaben auf. Für eine Stadt mit 5000 so arg gebrandschatzten Einwohnern gewiß keine geringe Leistung. Den Tod fürs Vaterland starben in dem heiligen Kriege 48 Söhne der Stadt.

Im September 1822 konnte Marienburg das 50jährige Erinnerungsfest an die Besitznahme des Landes durch Preußen feiern. Eine große Menschenmenge beteiligte

sich an dem im Remter abgehaltenen Feste, bei dem Bürgermeister Hüllmann auf die Segnungen hinwies, die dem Lande unter preußischer Herrschaft zuteil geworden. Von Bürgern, die die Besitzergreifung miterlebt hatten, nahmen an dem Feste Teil: Steuerdirektor Fromm und Rademachermeister Beckler.

Eine recht heikle Angelegenheit, sowohl für die Regierung als auch für die Stadt blieb die Befestigung Marienburgs. Die preußische Regierung holte nach den Freiheitskriegen das von den Franzosen Versäumte nach und entschädigte die Eigentümer für die gezwungene Abtretung des Grund und Bodens mit 30,612 Taler. Nun war der Militärfiskus rechtmäßiger Eigentümer des Geländes. Schon 1816 wurde ein Rayonbezirk von 400 Schritt abgesteckt, innerhalb dessen für die Folge kein Neubau aufgeführt werden sollte. Auf Vorstellungen des Magistrat wurde diese Bestimmung 1837 dahin modifiziert, daß für den abgesteckten Rayonbezirk dieselben Vorschriften angewandt werden sollten, die für den zweiten Rayonbezirk sämtlicher Festungen erlassen sind; die Frage, ob die Stadt vollständig befestigt werden solle, könne noch nicht entschieden werden. Wiederholte Vorstellungen des Magistrats bei dem Minister über die Nachteile, die der Stadt aus dem Zustande erwachse, führte die Erlaubnis herbei, die Brücke am Töpfertor abbrechen und den Graben zuschütten zu lassen (1839). Als jedoch die Vorarbeiten zum Bau der Ostbahn im Jahre 1845 den Bau einer festen Brücke über die Nogat in Aussicht stellten, wurde auch die Frage der Befestigung wieder dringlicher und mehre Projekte wurden aufgestellt. Im Jahre 1853 wurde endlich bestimmt, daß der Brückenübergang durch einen Brückenkopf geschützt werden solle; den Stützpunkt der Befestigung sollte das Schloß und die Vorburg bilden. Von 1855 wurde der Brückenkopf neugebaut, der Buttermilch- und der Schnitzturm ausgebaut. Die Kosten für den Grunderwerb betragen 37,000 Taler, die der Bauten 108,000 Taler. In den

sechziger Jahren wurde das Bauen innerhalb des Rayonbezirks zwar wesentlich erleichtert, aufgehoben wurden die Bestimmungen jedoch erst am Anfange der achtziger Jahre. Nun endlich konnten die Einschnürungen (Wälle und Gräben) beseitigt werden und die Stadt vermochte sich auszudehnen.

Im Jahre 1864 noch schrieb der Landrat Parey über die baulichen Verhältnisse in der Stadt: „Die in der Stadt Marienburg vorhandenen Gebäude sind wegen der geringen Größe der Bauplätze zum größeren Teile aus Fachwerk, zum kleineren massiv, alle unter Pfannen- oder Steinpappdach, drei bis vier Stockwerke hoch, erbaut. Es läßt sich in der Hauptstraße, den sogenannten Lauben, auch das Streben nach Massivbau nicht verkennen; dagegen befinden sich auf den Vorstädten durchweg nur kleine, schlechte Wohngebäude, zum großen Teil noch mit Strohdach versehen und eine kleine Aenderung der Verhältnisse ist nicht früher zu erwarten, bis die wegen der älteren Stadtbefestigung geltenden Rayongesetze aufgehoben sein werden, da diese die Erbauung von ordentlichen Gebäuden vollständig verhindern und die in Marienburg in der Tat vorhandene Baulust ganz niederdrücken. Der Wohnungsmangel ist bei der geringen Ausdehnung der eigentlichen Stadt, in welcher allein etwas größere anständige Familienwohnungen sich befinden, bereits so groß, daß Familien, welche nicht in Kathen wohnen wollen, keine angemessene Wohnung erlangen konnten und deshalb zum Abzuge gezwungen waren. Beweis liefert das Landratsamt, welches wegen gänzlichen Mangels einer geeigneten Lokalität nach Sandhof hinaus verlegt werden mußte.

Die Ausdehnung der Stadt war schon längst wünschenswert gewesen, besonders seitdem durch die am 10. Oktober 1857 dem Verkehr übergebene Ostbahn ein neuer Verkehrsweg von so hoher Bedeutung geschaffen worden war. Sowohl nach Süden als auch nach Osten hin entstanden nach und nach Bauten,

die der Stadt zur Zierde gereichen. Ganze Straßenzüge, wie Schulstraße, Gerbergasse, Goldener Ring, Birkgasse, Marschallstraße wurden neu angelegt und dadurch für die sich mehrende Einwohnerzahl und für die nach Abbruch der Häuser des Vorschlosses ausquartierten Bewohner Raum geschaffen. Auf den ehemaligen Wällenterrain sehen wir heute u. a. die Landwirtschaftsschule, die Post, die Synagoge sich erheben und nach Süden hin die Anlagen. Ein völlig neuer Stadtteil entstand im Laufe der neunziger Jahre im Südosten der Stadt durch Aufteilung des Petzenbürgerischen Grundstückes und heute hat mit ihren Werken (Gasanstalt, Wasserwerk) sich die Stadt noch über dieses Neumarienburg hinaus vorgeschoben, während auch auf dem ehemaligen Fleischerfelde sich ein neuer Stadtteil erhebt. Das Ganze aber schließen vom Galgenberge bis Willenberg hin eine Anzahl dem neuen Befestigungswesen entsprechende Forts ein.

Einen bedeutenden Einfluß auf das Aufblühen von Handel und Verkehr hatte die Erbauung der Marienburg-Mlawkaer Eisenbahn, die wesentlich auf Betreiben der Danziger Kaufmannschaft und des Oberbürgermeisters von Winter erfolgte. Mit dieser Bahnlinie war eine Verbindung mit dem weiten fruchtbaren Hinterlande Rußland geschaffen und namentlich der Getreidehandel nahm bedeutenden Umfang an. Verstärkt wurde die Bedeutung Marienburgs als Eisenbahnknotenpunkt durch den Bau der Weichselstädtebahn in den achtziger Jahren und die Anlegung der Bahnstrecke nach Allenstein. Das Netz von Kleinbahnen, das den Kreis überspannte, nahm hier seinen Ausgang. Zu Beginn der neunziger Jahre war eine neue Brücke über die Nogat gebaut worden, die einzig dem Eisenbahnverkehr diente, während die alte dem Fußgänger- und Wagenverkehr vorbehalten blieb und späterhin zur Ueberführung der Kleinbahn diente.

Das rege geschäftliche Leben, das sich infolge des lebhaften Verkehrs entwickelte und den allgemeinen

Wohlstand bedeutend hob, zeitigte auch Auswüchse, die zu empfindlichen Rückschlägen führten. Verfehlte Spekulationen, Großmanns- und Verschwendungssucht, die durch mangelhafte Aufsichtsführung ermöglicht wurden, führten in den achtziger Jahren u. a. den Zusammenbruch der Gewerbebank und der großen Getreide- und Kommissionsfirma Behrendt herbei, der weite Kreise der Bürgerschaft schwer schädigte. Am härtesten aber wurde die Stadt betroffen durch den Konkurs der Marienburger Privatbank im Sommer 1907, bei dem infolge der jahrelangen betrügerischen Manipulationen des Direktors etwa 8 Millionen Mark Privatkapital verloren ging. Im geschäftlichen Leben macht sich dieser Verlust außerordentlich fühlbar. Leider war auch die Stadtgemeinde direkt mit fast einer halben Million an diesem Verluste beteiligt und wurde dadurch an dem Ausbau ihrer geplanten kommunalen Einrichtungen behindert.

Am 26. Juli 1899 wurde die Stadt von einem großen Brandunglück betroffen, das den Hauptgeschäftsteil, die hohen Lauben, zum großen Teil in Trümmer legte. 17 Laubengrundstücke mit ihren Hintergebäuden an der Speichergasse, die an der Nogat liegenden Speicher und Wohnhäuser wurden ein Raub des verheerenden Elements. Nur durch das tatkräftige Eingreifen der zur Hilfe gerufenen Danziger Feuerwehr wurde die völlige Vernichtung der hohen Lauben und das Ueberspringen auf andere Straßen verhindert. Auch das dem Brandherde gegenüberliegende alte Rathaus wurde von den Flammen ergriffen und Dachgeschoß nebst Turm brannten nieder. Das Trümmerfeld mit den zum Teil cyklopischen aus der Ordenszeit stammenden Mauern, die selbst der Sprengtätigkeit der herbeigerufenen Pioniere trotzten, boten einen schauerlich-schönen Anblick. Aber schöner und zweckmäßiger eingerichtet, stieg der zerstörte Stadtteil bald wieder empor und neues Leben blühte aus den Ruinen. Dank der Initiative des Kaisers aber wurde auch beim

Wiederaufbau der bauliche Charakter der Stadt gewahrt. Die Giebel zeigen der Schloßarchitektur angepaßte Formen und der Kaiser spendete für jeden Giebel eine Baubehilfe von 1000 Mark.

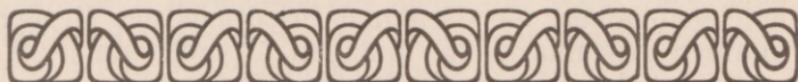
Kaum aber war dieser Stadtteil in neuer Schöne erstanden, da fiel der südliche Teil der hohen Lauben dem Feuer zum Opfer. Bei der strengen Winterkälte war die einheimische freiwillige Feuerwehr dem Elemente gegenüber machtlos und wieder mußte die Danziger Wehr zur Hilfe gerufen werden, die den Brand auf das erste Viertel beschränkte. Auch dieser Teil ist stattlich wieder aufgebaut worden.

Erfreulich war das Interesse, das staatlicherseits der Stadt entgegengebracht wurde und das sich vornehmlich in der Verlegung von Garnisonen in die Stadt zeigte. Am 1. Oktober 1902 wurde ein Halb-bataillon des Artillerie-Regiments Nr. 11 von Thorn hierher verlegt, das vorläufig in Baracken an der Tessensdorfer Chaussee Unterkunft gefunden hat. Am 1. Oktober 1906 aber hielt ein Bataillon des Infanterie-Regiments Nr. 152 mit dem Regimentsstabe seinen Einzug und bezog die neuerbauten, im Innern und nach Außen prächtig ausgestatteten Kasernen auf dem Fleischerfelde. Im laufenden Jahr wird mit der Errichtung einer Kaserne für ein zweites Bataillon dieses Regiments — dem die Bezeichnung Ordensregiment verliehen ist — begonnen und soll dasselbe im Jahre 1911 hierher verlegt werden. Infolge dieser Truppenverlegungen hat in den letzten Jahren sich eine starke Baulust gezeigt; eine große Zahl allen Anforderungen der Neuzeit entsprechenden Wohnungen ist entstanden, so daß die noch vor 1¹/₂ Jahrzehnten vorhandene Wohnungsnot auf absehbare Zeit behoben ist.

Freilich hat die neuzeitliche Umgestaltung, Wasserleitung, Gasanstalt, Kanalisation, Straßenpflasterung, bedeutende Mittel gefordert und die Bürgerschaft stark belastet, doch war nach jahrzehntelangem Still-

stande auf diesem Gebiete die Ausführung dieser Aufgaben unbedingt notwendig geworden, um der Stadt die Möglichkeit eines Aufsteigens und Aufblühens zu verschaffen und es steht zu erwarten, daß mit dem allgemeinen Nachlassen der bestehenden wirtschaftlichen Krisis auch hier eine günstigere Entwicklung einsetzen wird.





Gang durch die Stadt.

Das Hauptinteresse für den Fremden nimmt auf jeden Fall die alte in neuer Schönheit erstandene Burg ein. Ihr gilt zumeist der erste Gang. Vom Bahnhofe aus führen die Bahnhofsstraße und sodann die Langgasse, die sich allmählich mit stattlichen Gebäuden ausbaut, dem Ziele zu. An ihrem Ende gabelt sich die Langgasse, und während die „Große Geistlichkeit“ am alten katholischen Friedhofe vorbei durch das enge massige Töpfertor nach dem Innern der Stadt führt, leitet uns der nördliche Straßenzug am „Welschen Garten“ vorbei über den Mühlengraben — hier stand früher das „Sandtor“ in der alten Stadtmauer, deren Reste noch zu sehen sind — nach dem „Neuen Weg“. Am Welschen Garten erhebt sich nach Süden die stattliche Landwirtschaftsschule auf ehemaligem Wällenterrain, während nach Norden eine Anhöhe, auf der ein mächtiger Findling „der Bismarckstein“ lagert, mit Anpflanzungen versehen ist. Der „Neue Weg“ führt an der Ostseite der Burg bis zum Schnitzturm — das Schnitztor, das hier ehemals stand, hat aus Verkehrsrücksichten fallen müssen — und nach dem „Friedrichs-

platz“. Hier erhebt sich, dem Eingange zum Schloßhofe gegenüber, das Denkmal Friedrichs des Großen inmitten geschmackvoller Anlagen. Vorbei am Denkmal führt der Weg nach der Nogatbrücke.

Zwischen dem nördlichen Schloßgraben und der St. Lorenzkapelle geht die Straße nach dem Vorschloß und der Schiffbrücke. An der Nogatseite des Vorschlosses stehen nur noch wenige Gebäude, die auch über kurz und lang fallen werden. Von hier aus genießt man den Anblick des hochaufragenden Hochmeisterpalastes und des Haupthauses. Am Wassertor mit seinen beiden mächtigen Rundtürmen, am Herrendanks vorbei gelangt man in die Schuhgasse, ein jetzt stilles Gäßchen, durch das in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts fast der ganze Verkehr vom Werder her flutete. Zur Linken, fast verdeckt durch die kleinen Häuser, erhebt sich die alte katholische Pfarrkirche, Johanniskirche, mit dem unvollendeten Turm, die Glanz und Verfall der Ordensherrschaft geschaut hat. Zur Rechten steht als erstes unter den Hohen Lauben das katholische Pfarrhaus.

Der breite Markt ist zwischen Hohen und Niederen Lauben und wird nach Süden durch das „Marientor“ abgeschlossen. Die „Lauben“ sind die eigentliche Geschäftsstraße der Stadt noch wie ehemals. Neuzeitlich ausgestattete Läden mit großen Schaufenstern muten durchaus großstädtisch an. In der Mitte des Marktes in der Flucht der Niederen Lauben steht das alte Rathaus, das nach dem Brande mit Hilfe staatlicher Unterstützung unter Leitung des Herrn Geh. Baurats Dr. Steinbrecht in alter Form wieder hergestellt ist. Von dem Markte resp. den Niederen Lauben stellen die Schmiedegasse, Bechlergasse, Häkergasse, Kuhlmannsgasse und Trägergasse die Verbindung mit dem „Kratzhammer“ und der Neustadt her. Vor dem Marientor sehen wir an der Westseite noch ein kleines Ueberbleibsel des Grabens; an der Ostseite sind auf den ehemaligen Befestigungswerken Anlagen gemacht worden. In deren

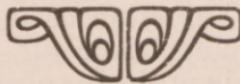
Südostecke bezeichnet ein Stein die Stelle, wo einst der Befestigungsturm stand, in dem der treue Bartholomäus Blume enthauptet wurde.

Gegenüber den Anlagen an der Nogatseite umgeben die Baracken den Platz, auf dem die Luxuspferdemärkte abgehalten werden. Hier liegt das Gesellschaftshaus mit großen Sälen und altem schattigem Garten, daneben das 1894/95 erbaute Kreishaus. Zwischen der Ziegelgasse und der Fleischergasse steht das 1876 errichtete Kriegerdenkmal und dahinter ragt gewaltig der stilvolle Wasserturm empor. Im Grün des Friedhofs halb versteckt steht die St. Georgskirche, geräumig aber durch ihre Schmucklosigkeit an die schwere Zeit ihrer Entstehung erinnernd. In der weiteren Flucht der Ziegelgasse erhebt sich das ausgedehnte Diakonissen-Krankenhaus und am Ende derselben das alte Hospital Jerusalem, hinter demselben ist der neue evangelische Friedhof. Die Ziegelgasse mündet hier in die Stuhmer Chaussee, zu deren beiden Seiten unmittelbar an die Stadt das Dorf Hoppenbruch sich anschließt. — In der Fleischergasse gegenüber dem Georgsfriedhof erheben sich die beiden Gebäude der Provinzial-Taubstummenanstalt. Auf der Stelle, die das neue Nebenhaus einnimmt, stand früher das Lehrerseminar. Noch südlicher in der Fleischergasse ist das Marienkrankenhaus.

An den Anlagen vorbei führt die Marschallstraße (benannt nach Sanitätsrat Dr. Marschall) nach der Schulstraße. An derselben finden wir oberhalb das Königliche Gymnasium (anfangs der sechziger Jahre als städtisches begründet) und Ecke Marschallstraße die Luisenschule (höhere Mädchenschule und Lehrerinnenseminar) Ecke Mühlen-gasse das große Schulgebäude für die evangelische und katholische Gemeindeschule. Das Gebäude dient gleichzeitig als Unterrichtslokal für die staatliche Fortbildungsschule und die städtische

Haushaltungsschule für schulentlassene Mädchen. Zwischen den beiden Schulen steht die städtische Turnhalle. Von anderen öffentlichen Gebäuden finden wir in der Schulstraße die Loge (gegenüber der Luisenschule), die Synagoge und die Post. Dem Gymnasium gegenüber liegt die Ordensbrauerei. In der Gerbergasse befindet sich das Königliche Amtsgericht mit dem dahinter liegenden Gefängnis. — In der Verlängerung der Schulstraße ist die Deutsch-Ordens-Straße mit den Kasernen. An der Birkgasse steht das Königliche Lehrerseminar und weiterhin das Garnisonlazarett. In der Junkergasse am Mühlengraben steht das Schützenhaus, der Marienburger Gilde gehörig, mit Saal, großer Veranda, Spielplatz und 2 großen, modernen Tennisplätzen. Der Garten ist der größte Marienburgs und gewährt im Sommer unter den alten schattigen Bäumen einen angenehmen Aufenthalt. Weiterhin am Mühlengraben abwärts ist das Katholische Vereinshaus mit neuerbauten schönen Räumen.

Zwischen Mühlengraben und der Chaussee nach Altmark ist in dem letzten Jahrzehnt ein vollständig neuer Stadtteil entstanden. Von bemerkenswerten Baulichkeiten ist hier zu erwähnen die neuerbaute kleine Mennonitenkirche. Auf der andern Seite der Chaussee steht das größte industrielle Etablissement der Stadt, die Zuckerfabrik und weiter landeinwärts liegt die städtische Gasanstalt und die Pumpstation des städtischen Wasserwerks. Für später ist hier auch die Anlage des städtischen Viehhofes und des Schlachthauses geplant.



Der Schullehrer=Verein

der evangl. Schullehrer
im Marienburgschen Kreise

bestätigt von Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung zu
Danzig unterm 13. Dezember 1822.



Nach alten Aufzeichnungen mitgeteilt
von
A. Stobbe.





In der Festschrift zur XV. Westpreußischen Provinzial - Lehrer - Versammlung zu Marienburg theilte Herr Kuhn-Marienburg zwei Briefe mit, die uns Kunde von dem Bestehen eines großen Lehrervereins im Kreise Marienburg in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gaben. Der Herausgeber gibt dem Bedauern darüber Ausdruck, daß weitere Nachrichten von der Wirksamkeit dieses Vereins nicht vorhanden seien, da die Akten desselben bei einem Brande vernichtet worden. Diese Annahme hat sich glücklicherweise als falsch herausgestellt; nach dem Tode des Hauptlehrers an der hiesigen Taubstummenanstalt, W. Herrmann, haben sich unter dessen Papieren umfangreiche Aktenstöße vorgefunden, die uns ausführliche Kunde von dem fast in Vergessenheit geratenen Vereine geben. Diese Aufzeichnungen sind so ausführlich und geben ein so treues Bild von der ersten Lehrervereinstätigkeit in unserer Provinz, daß sie auch weitere Kreise lebhaft interessieren müssen. Da sie auch, meiner Ansicht nach, geeignet sind, helle Schlaglichter auf den Zustand des Volksschulwesens jener Zeit, auf das Bildungsstreben der Lehrer, auf die Stellungnahme der Behörden zu demselben zu werfen und reichlich neues Material zur Geschichte der deutschen Lehrervereine zu liefern, halte ich es für Pflicht, die wichtigsten derselben aus der ersten Zeit seines Bestehens — mit Rücksicht auf dem Umfang dieser Festschrift — der Oeffentlichkeit zu übergeben. Um den Eindruck nicht abzuschwächen, folgen die Dokumente wortgetreu, ohne Zusätze, und nur über die minder wichtigen Abschnitte soll der Kürze wegen zusammenfassend referiert werden.

Kozeliczke,*) den 20ten August 1822.

Ich gebe mir die Ehre, den Herren Organisten und Schullehrern des Marienburger Kreises folgendes freundschaftlichst vorzustellen.

Es ist die Meinung mehrer meiner Herren Collegen, und auch die meinige, daß es sehr gut wäre, wenn sämtliche Schullehrer hiesigen Kreises des Jahres ein- oder zweimal an einem bestimmten Orte und Tage zusammen kämen, um gegenseitig in nähere Verbindung treten, sich einander kennen lernen und über einige wichtige Gegenstände sich besprechen zu können. Es ist leicht einzusehen, daß aus solchen Versammlungen manches Gute für die Schulmeisterwelt hervorgehen könnte. Ueberdies würde ein solcher Tag der Zusammenkunft zugleich ein allgemeiner Festtag der Schullehrer sein. Da wahrscheinlich der Meisten hierin meinem Urtheile beistimmen werden, so glaube ich ein gutes Werk zu thun, wenn ich mich bemühe, solche Versammlungen, wie es deren in einigen andern Gegenden schon längst giebt, zu Stande zu bringen. Ich ersuche daher in diesem Cirkulair alle Herren Organisten und Schullehrer in den nachbenannten Dörfern, wenn Sie mit mir derselben Meinung sind, und den Schulmeisterversammlungen beizuwohnen wünschen, sich bei den Namen ihrer Wohnörter gefälligst zu unterschreiben, auch, um die Beförderung dieses Cirkulairs möglichst zu beschleunigen, dasselbe Einer dem Andern nach der angegebenen Tour per expr. zu übersenden, und vom letzten Orte an mich zu remittieren. — Ich bemerke hierbei noch, daß ich gleiche Circulaire an alle übrigen Schullehrer im großen und kleinen Werder erlassen habe, und daß Herr Albrecht, Schullehrer in Orloff, unserer Verabredung gemäß, dasselbe im Tiegenhoeffschen und Scharpauischen Gebiet gethan hat oder sogleich thun wird. Finden wir beide nach der Zurücksendung dieser

*) Das heutige Warnau, 3 km v. M.

Circulaire die Unterschriften so zahlreich, als wir hoffen und wünschen, so werden wir uns die Freiheit nehmen, alle Unterzeichneten noch in diesem Herbste, wo möglich bei gutem Wege, auf einen Tag nach Neuteich einzuladen. Der erste und wichtigste Gegenstand, der in dieser Versammlung zu besprechen sein wird, betrifft die Errichtung einer Kreis-Schullehrer-Wittwen-Kasse. — Ein Mehreres hierüber jetzt zu sagen, erlaubt mir die Zeit nicht, ich schließe daher und verbleibe mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeboren ergebenster
Schultz.

Meine Herren Amtsbrüder!

Schon längst haben mehrere meiner Herren Amtsbrüder den Wunsch geäußert, daß es sehr gut wäre, wenn sämtliche Schullehrer des ganzen Marienburgschen Kreises jährlich ein- oder zweimal an einem bestimmten Orte und Tage zusammen kämen, um gegenseitig in nähere Verbindung zu treten, sich einander kennen lernen und über einige wichtige Gegenstände besprechen zu können. Es ist sehr einleuchtend, daß aus solchen Zusammenkünften manches Gute für die Schulmeisterwelt hervor gehen könnte; aber bis dahin ist es noch immer bei dem Wunsche geblieben, und wo kein Anfang ist, da ist auch gewiß kein Ende. Ich habe mit einigen meiner Herren Amtsbrüder über diesen Gegenstand gesprochen, und diese finden es für sehr gut, wenn eine Schulmeisterversammlung veranstaltet werden könnte. Ich habe in dieser Angelegenheit mit dem Schullehrer Herrn Schulz in Kozeliczke eine Verabredung getroffen, und dieser hat bereits an die Herren Organisten und Schullehrer des Marienburger großen und kleinen Werders Umlaufschreiben ergehen lassen. Der Herr Sommer findet eine solche Zusammenkunft für sehr zweckmäßig und wird dieselbe recht gerne mit beiwohnen. Da wahrscheinlich die mehresten meiner

Herren Amtsbrüder mit mir eines Sinnes sein werden, so nehme ich mir die Freiheit, sämmtliche Herren Organisten und Schullehrer des Tiegenhöfischen Gebiets freundschaftlichst zu bitten, ihre Namen und Wohnörter hierunter zu verzeichnen, damit wir daraus ersehen können, wer mit uns eine gleiche Meinung hege. Der Versammlungsort ist im Mittelpunkte des Marienburgschen Kreises, nemlich in Neuteich, festgesetzt worden, allwo ich mit Herrn Schulz für den Tag unserer Zusammenkunft ein Haus, in welchem zugleich Essen und Trinken zu haben sei, für den billigsten Preis miethen werden. Der Tag hierzu soll noch in diesem Herbste, bei gutem Wege und Wetter, sobald als möglich festgesetzt werden. Der Zweck unserer Zusammenkunft soll die Einrichtung einer Kreis-Schullehrer Wittwen Casse betreffen. Ueberdies würde ein solcher Tag zugleich ein allgemeiner Festtag für die Schullehrer werden.

Sämmtliche Herren Organisten ersuche ich mit der freundschaftlichen Bitte, dieses Umlaufschreiben nach begehender Tour von einem zum andern zu adressiren und durch eigene Bothen, versiegelt, schleunigst zu befördern. Dieselben werden aber auch belieben, dieses Schreiben, auf vorbesagte Weise den Herren Schullehrern ihres Kirchspiels zukommen zu lassen.

Ich schmeichle mir mit der Hoffnung, daß die mehresten meiner Herren Amtsbrüder mein Bestreben für das allgemeine Wohl erkennen und mir beiflüchten werden, und zeichne mich mit aller Hochachtung

Meine Herren Amtsbrüder ergebenster
Albrecht.

Orloff, den 22ten August 1822.

Verhandelt Neuteich, den 14ten September 1822.

Am heutigen Tage treten die am Ende unterzeichneten Schullehrer zusammen, um Eins und das Andre über die in Gang zu bringende Kreis-Schullehrer-Versammlung zu bereden.

Dieselben wünschen die Errichtung einer Sterbekasse für den hiesigen Schulkreis in folgender Art. Die Schullehrer-Wittwe erhält nach dem Ableben ihres Mannes 50 Fl. zu den Begräbniskosten. Das erste mal wird dieses Geld bei erster Schullehrerversammlung zu gleichen Antheilen nach der Anzahl der Mitglieder erlegt. Ist der gestorbene Schullehrer unverheirathet gewesen, so erhalten seine Verwandten die bestimmten 50 Fl. preußisch.

Die erste Schullehrerversammlung soll Freitag, den 27ten September um 9 Uhr Vormittags in Neuteich beim Fleischer Herrn Schuster statt finden. Jährlich soll einmal eine Kreisschullehrer-Versammlung an einem noch zu bestimmenden Orte und am ersten Montage nach dem 1ten August statt finden. Bei der ersten Versammlung wird ein Vorsitzter auf 3 Jahre erwählt. Vortraghalter und Rechnungsführer bei der Sterbekasse nach der Mehrzahl der Stimmen erwählt, und außerdem 4 Kassenhalter. Jedem Kassenhalter wird ein Schulbezirk zugewiesen werden, von dessen Schullehrer er den von dem Rechnungsführer zu bestimmenden Beitrag erhebt. Ein Schullehrer, der 14 Tage nach dem bestimmten Termin den Beitrag nicht bezahlt, hört auf Mitglied der Sterbekasse zu sein.

Vorgelesen, genehmigt u. unterschrieben.

Quiring. Albrecht. Mueller. Ernst.

Greifenhagen. Wilm.

v. w. o.

Schultz.

Verhandelt Neuteich, den 27ten September 1822.

In Gemäßheit der an die Organisten und Schullehrer des Marienburger Kreises von den Schulherren Albrecht aus Orloff u. Schultz aus Kozeliczke erlassenen Einladung, an der heutigen Schullehrer-Versammlung in Neuteich Theil zu nehmen, sind dazu heute die

Unterzeichneten erschienen, um einen Schullehrer-Verein des Marienburger Kreises zu bilden. Die Organisten und Schullehrer des kleinen Werders sind zwar für heut von der Versammlung zurückgeblieben, es steht aber zu erwarten, daß dieselben für die Zukunft derselben beitreten werden.

Es ist in der heutigen Versammlung folgendes abgemacht und beschlossen worden.

Die Schulherrn des großen Werders und der Tiegenhöfischen Niederung bilden einen Schullehrer-Verein des Marienburger Kreises. Wer an den Schullehrer-Versammlungen gehörig Theil nimmt, ist Mitglied des Vereins.

Jährlich versammeln sich die Schullehrer einmal und zwar am dritten Pfingstfeiertage, wenn nicht ein andres bestimmt wird. Die Versammlungsstunde ist zwischen 9 und 10 Uhr Vormittags.

Das große Werder und die Tiegenhöfische Niederung, mit Einschluß der Städte Marienburg, Neuteich und des Marktfleckens Tiegenhoff, werden in 4 Schulbezirke eingetheilt. Für jeden wird ein Vorsteher auf 3 Jahre gewählt, der zugleich Kassenhalter der Sterbekasse ist, und der Einladungen, Circulaire an die Schullehrer des Schulbezirks ausfertigt. Ueberdem wird ein Vorsteherältester, Vortraghalter, Vorsitzter und Rechnungsführer der Sterbekasse, ebenfalls auf 3 Jahre gewählt.

Zu Vorstehern sind heute gewählt für den Schulbezirk

Stadt Marienburg	Kirchspiel Wernersdorf	Kirchspiel Altmünsterberg
Sandhoff	Schoenau	Mielenz
Caldowe	Kl. Montau	Gnojau
Dammfelde	Pieccel	Simensdorf
Kirchspiel Tansee	Kirchspiel Gr. Lesewitz	Kirchspiel Schadwalde
Niedau	Kozeliczke	Halbstadt
Lindenau		Blumstein

Herr Ernst in Gr. Lesewitz.

Für den Schulbezirk

Kirchspiel Kunzendorf	Kirchspiel Gr. Lichtenau	Kirchspiel Barendt
Altweichsel	Kl. Lichtenau	Palschau
Biesterfelde	Pordenau	Ließau
Gr. Montau		

Kirchspiel Neukirch	Kirchspiel Neuteich	Brodsac	Trampenau
Schoenhorst	Brösen	Eichwalde	
Prangnau	Mierau	Tralau	

Herr Runde in Gr. Lichtenau.

Tiegenhöfches Gebiet für den Schulbezirk

Kirchspiel Tiegenhoff	Kirchspiel Marienau	Kirchspiel Schöneberg
Petershagen	Ladecopp	Schönsee
Tiegenhagen	Tiege	
Stobbendorf	Orloff	
Reimerswalde		

Herr Wilhelm in Tiegenhoff.

Für den Schulbezirk

Kirchspiel Neumünsterberg	Kirchspiel Fürstenwerder	Alt Babce
Baerwalde	Tiegenort	Scharpau
Vierzehnhuben	Holm	
Neuteicherwalde	Gr. Brunau	

Herr Runde in Neumünsterberg.

Zum Vorsteher Aeltesten ist Herr Sommer in Marienburg gewählt worden.

Verhandelt Neuteich, den 27. September 1822.

Die Mitglieder des Vereins beabsichtigen eine Sterbekasse zu errichten, nach folgenden Bestimmungen.

Jedem Mitgliede des Schullehrer-Vereines steht es frei, der Sterbekasse für seine Person beizutreten. Die katholischen Schullehrer können nach besonderer Genehmigung des Vereines der Sterbekasse beitreten.

Stirbt ein Schullehrer, der Mitglied der Sterbekasse ist, so erhält dessen Wittwe, oder wenn er unverheirathet gewesen ist, diejenigen, welche seine Beer-

digung übernehmen, 50 Fl. pr. zu den Begräbnißkosten. Die Beiträge hierzu werden zu gleichen Theilen, nach der jedesmaligen Anzahl der Mitglieder erlegt, welches der Vorsitzer zu bestimmen hat. Die Vorsteher werden mittelst Rundschreibens Unterschriften sammeln, wer der Sterbekasse, außer den schon jetzt Unterzeichneten, beitreten will, und diese dem Vorsitzer anzeigen. Dieser wird dann eine Repartation anfertigen und das Geld so bald als möglich einziehen lassen. In der Folge werden allemal die 50 Fl. von den Mitgliedern eingezogen, wenn ein Mitglied gestorben ist; damit die 50 Fl. immer baar in der Kasse vorrätbig liegen. Die Vorsteher des Vereines sind Kassenthaler der Sterbekasse, und der Vorsitzer führt die Rechnung des Ganzen. Letzterer zieht die Beiträge bei einem Todesfalle ein, und zahlt sie in Summa aus. Bei der jährlichen Versammlung wird Rechnung abgelegt.

Wer ein Mitglied der Sterbekasse ist, muß bei derselben immer verbleiben, es sei dann, daß er in einen andern Kreis verzieht. Schullehrer, welche in einen andern Stand treten, oder abgesetzt worden sind, hören auf Mitglied der Sterbekasse zu sein. Schullehrer hingegen, welche in einen andern Kreis ziehen, können Mitglied der Sterbekasse bleiben, wenn sie die Zahlung der ihnen betreffenden Beiträge einem Schullehrer des Vereines übertragen, dasselbe dem betreffenden Vorsteher gemeldet wird, und die Zahlung gehörig erfolgt.

Stirbt in den drei Jahren ein Vorsteher, oder zieht aus diesem Kreise, so ernennt der Vorsitzer dazu einen andern aus demselben Schulbezirke, bis zur ersten Versammlung.

Kann aus richtigen Gründen ein Vorsteher bei der Versammlung nicht gegenwärtig sein, so muß er sein Geschäft einem andern für denselben Tag übertragen.

Wenn durch erweisliche Unglücksstände, worunter nur Feuers- und Kriegsnoth, nicht aber Diebstahl gehören, das Beitragsgeld bei einem Kassenthaler

verloren geht, so übernehmen es sämmtliche Mitglieder der Sterbekasse, dieses verloren gegangene Geld nachträglich zusammen zu legen.

Saumselige Zahler müssen es sich gefallen lassen, wenn gegen sie zur Bezahlung des Beitrages Execution verfügt wird.

Die Mitglieder der Sterbekasse tragen schließlich darauf an, daß die Regierung diese Sterbekasse genehmige und bestätige. Eher wird kein Beitrag gezahlt, bis letzteres geschehen ist. Der Vorsteher-Aeltester hat dieses zu bewirken. Auch wird darauf angetragen, daß die Regierung den Schullehrer-Verein genehmige und bestätige.

Vorgelesen, genehmigt und unterschrieben.

Hochedelgeborner, Hochgeehrtester Herr!

Ew. Hochedelgeboren rühmlichsten Bemühung um Errichtung einer Schulmeistersterbekasse ist sehr ehrenwerth und verdient den dankendsten Beifall des ganzen Schulmeister-Vereins. Es würde aber dieses rühmlich gedachte Bemühen viel von seinem Werthe verlieren, oder vielleicht das Beabsichtigte nie erzielt werden, wenn damit übereilt vorgeschritten würde. Die ganze Schulmeisterei beabsichtigt nur dann eine Sterbekasse, wenn die Beiträge dazu dem einzelnen Individuum nicht lästig würden.

Das am verwichenen Freytag bei unserer Zusammenkunft in Neuteich abgefaßte Reglement hinsichtlich der Sterbekasse, welches zwar von einigen der Anwesenden, unterschrieben worden, kann nicht anders als vorläufiger Entwurf dazu und als Aufstellung der Regeln betrachtet werden, indem nicht die ganze Schulmeisterei an gesagtem Orte gegenwärtig, auch nicht einmal von allen Anwesenden meiner Bemerkung nach unterschrieben wurde. Es ist also allerdings nothwendig, daß dieses abgefaßte Reglement in Abschrift den gewählten Vorstehern gefälligst einge-

hündigt wird, damit diese die Unterschriften in ihrem angewiesenen Bezirk von denen noch fehlenden Mitkollegen sammle, und dann aus dem Ganzen der Beitrag beurtheilt werden kann, ob er den einzelnen Individuen lästig werden oder nicht; denn wenn er nicht lästig werden soll, so muß er jedesmal sich nicht höher als 15 Sgl. p. c. betragen. Als einsichtsvoller Mann, werden Sie sich wohl zu überzeugen belieben, daß nach der jetzigen Anzahl der Unterschriebenen, der Begräbnisbeitrag über 2 Fl. p. c. auf jedes einzelne Individuum kommen würde, welches unerschwinglich und den „Sollen beitragen“ veranlassen würden, auf Mitteln zu sinnen, von dieser Verbindlichkeit sich los zumachen.

Nach gemeinschaftlichem Beschluß soll diese Verbindlichkeit erst dann Kraft haben, wenn die hohe König Regierung diesen Beschluß sanctionirt hat.

Deswegen bitten wir Sie, die Sache vor der Hand ganz dabei bewenden lassen, und, nicht eher mit dem Antrage der hohen König Regierung antreten, bis die Unterschriften so zahlreich gesammelt sind, so daß es keinem der Beigetretenen lästig wird diesen freiwilligen Beitrag zu erlegen. Sie kennen vielleicht das Einkommen der Schulstellen in mancher Hinsicht besser als wir, und wissen, daß die mehresten nur so Dotirt sind, als nothwendig zur Leibesnahrung und Nothdurft gehört: Wenn denn nun die Beiträge zur Wittwen- und Waisenkasse noch dazu kommen, da wird es gewiß nicht leicht, alle diese Leistungen zu erschwingen.

Sollten die Kg. Werdersche Herren Organisten und Schullehrer zum Beitritt dieser beabsichtigt Sterbekasse nicht zu bewegen seien, welches Sie um dieselben hierzu aufzufordern nicht unterlassen werden, so müssen wir durchaus alle in unserem Werder seiende Schullehrer, sie mögen auf Lebzeit oder auf Prüfungszeit angestellt sein, mit zur Unterschrift bringen: alsdann die beabsichtigte Kasse nach vorheriger Prüfung, und

eingeholter Genehmigung sämtlicher Schullehrer durch Rundschreiben, erst in Existenz treten lassen.

Ew. Hochedelgeborenen, hoffen wir, uns verstanden zu haben, und nicht daraus erkennen werden, Störung in einer so heilsamen Sache anrichten zu wollen, sondern vielmehr die Absicht daraus zu erkennen dieses werthe Werk in seinem Wirken aber zweckgemäs zu erhalten.

In dieser Voraussetzung zeichnen sich nach herzlichen Grüßen mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgeborener ganz ergebenster

R u n d e in Neumünsterberg

W i l h e l m in Tiegenhof

Am 4ten Weinmond 1822.

Hochzuehrende Herren!

Werthgeschätzte Freunde und Amtsbrüder!

Viele von Ihnen hegten schon lange den Wunsch, daß in unserm Kreise ein Schullehrer-Verein sich bilden möge, der uns alle enger mit einander verbände, unserm Wirken und Streben eine gleiche Richtung gäbe und für alle bildend und lehrreich, nützlich und angenehm zugleich würde. Auch ich habe von jeher diesen Wunsch gehegt und nie die Hoffnung aufgegeben, daß ein solcher Verein einst unter uns zu Stande kommen würde. Einen kräftigen Schritt zur Beförderung dieser guten Sache haben Sie gethan, meine Herren, die Sie am 27ten Septbr. v. J. in Neuteich sich versammelten und den Entschluß faßten einen Schullehrer-Verein zu gründen. Dieser Versammlung, Ihrer Wahl, und dem mir geschenkten Vertrauen, danke ich die Ehre, zum Vorsteher des Vereins ernannt zu sein. Sein Sie versichert, daß ich dieses Vertrauen zu schätzen und zu würdigen weiß, und daß ich bestrebt sein werde, dem Verein so nützlich als möglich zu werden, und den Wünschen

zu genügen, die Sie durch die Gründung des Vereins aussprachen.

Für diejenigen, welche der ersten Versammlung nicht beigewohnt haben, bemerke ich hier nur, daß jedem evangelischen Schullehrer des Marienburgschen Kreises der Beitritt zu dem Vereine gestattet ist, und daß Alle gleiche Rechte haben, als Mitglieder des Vereines, sie mögen bei der ersten Versammlung gegenwärtig gewesen sein, oder nicht. Der beiliegende Plan zur Gründung des Vereines, von Herrn Schulaufseher Prediger Haebler als zweckmäßig anerkannt, und von Einer Hochlöbl. Königl. Regierung bestätigt, wird Ihnen über den Zweck des Vereines und über die Verfassung, die er erhalten soll, den nöthigen Aufschluß geben. Ich füge nur die Bitte hinzu, diesen Plan mit Aufmerksamkeit durchzulesen, ihn zu prüfen, und dadurch Ihren Entschluß zu bestimmen, ob sie dem nach diesem Plane errichteten Vereine beitreten wollen.

Denjenigen aber, welche der am 27. September v. J. in Neuteich statt gehaltenen Versammlung beigewohnt haben, bin ich noch folgende Erklärungen schuldig. Der Verein sollte Ihrem Wunsche gemäß, von unserer hohen Behörde, Einer Hochlöbl. Königl. Regierung, bestätigt werden. Sollte aber diese Bestätigung erfolgen, so mußte der Zweck des Vereines und die Art seiner Wirksamkeit deutlich auseinander gesetzt, und eine geordnete Verfassung für denselben entworfen werden. Die war nun mein erstes Geschäft. Die Verhandlungen Ihrer ersten Versammlung in Neuteich legte ich meiner Arbeit zum Grunde und hielt mich, soviel es immer möglich war, an dem, was Sie in dieser Versammlung festgesetzt hatten. Allein in dieser einen Versammlung hatte das Ganze nicht so weit gedeihen können, daß die Nutzbarkeit und Zweckmäßigkeit des Vereines der höhern Behörde hätte deutlich einleuchten, und die Bestätigung darauf erfolgen können. Ich trug unser Anliegen Herrn Prediger Haebler vor, und auch er war der Ueberzeugung, daß auf den Grund der ersten Ver-

handlungen keine Bestätigung erfolgen könne. Nun erweiterte ich den Plan. Ich nahm darin dasjenige auf, was Sie in dem zweiten Abschnitte des Planes unter der Aufschrift: „Kreis - Schullehrer - Bibliothek“ finden werden, zergliederte bis ins Einzelne die Tagesgeschäfte unserer Hauptversammlung. benutzte bei dieser Arbeit die Bemerkungen, welche Herr Prediger Haebler mir über einzelne Punkte der Verfassung des Vereines gemacht hatte, und legte den auf diese Weise veränderten und erweiterten Plan ihm von Neuem vor. Nun hatte das Ganze seinen Beifall und er machte mir Hoffnung, daß hierauf die Bestätigung der hohen Behörde erfolgen werde. Herr Prediger Haebler übernahm selbst die Bemühung, diesen Plan Einer Hochlöbl. Königl. Regierung einzureichen, und wir haben die Freude, ihn in allen Stücken, ohne alle Einschränkung bestätigt zu sehen. Eine durch Herrn Kreisschulinspektor Prediger Haebler beglaubigte Abschrift dieser Bestätigung habe ich hier beigelegt. Die Urschrift habe ich nicht beilegen wollen, weil sie nur zu leicht bei dem Umlaufe beschädigt werden könnte, und der Verein muß sie doch, als zur Stiftungsurkunde gehörig, aufbewahren.

Den Plan selbst lege ich nun Ihnen, meine Hochzuehrende Herren Amtsbrüder, hiermit zur Durchsicht und Prüfung vor und hoffe, daß dieser Entwurf, wie er die Genehmigung unsers verehrten Kreisschulinspektors Herrn Prediger Haebler und die Bestätigung Einer Hochlöbl. Königl. Regierung sich erworben, so auch Ihren Beifall nicht verfehlen werde. Sogleich ersuche ich Sie, durch Ihre eigenhändige Unterschrift, Ihre Erklärung abzugeben, ob Sie nach diesem Plane dem Vereine beitreten wollen. Es befinden sich bei diesem Umlaufschreiben zwei Seiten, die eine zur Unterschrift für diejenigen, die dem Vereine beitreten, die anderen zur Unterschrift für diejenigen, welche sich davon ausschließen. Letztere bitte ich zugleich die Gründe anzugeben, warum sie sich anschließen.

Denn beide Listen müssen Einer Hochlöbl. Königl. Regierung und eine Abschrift davon unserm Kreis-schulaufseher Herrn Prediger Haebler eingereicht werden.

Diejenigen, welche dem Vereine beitreten, bitte ich, zugleich den Beitrag zu unterzeichnen, den Sie zur ersten Gründung der Bibliothek zu leisten, willens sind. Gezahlt dürfen diese Beiträge erst bei der nächsten Versammlung werden. Es ist aber wünschenswerth, daß Sie jetzt schon unterzeichnet werden, damit der Verein, in seinem ganzen Umfange, so bald als möglich in Wirksamkeit treten könne — welchen Wunsch Sie gewiß alle mit mir theilen.

Aus eben diesem Grunde bitte ich, dies Umlaufschreiben /: mit den dazu gehörigen Beilagen :/ so schleunig als möglich zu befördern, selbiges auch vor Beschädigung möglichst zu bewahren. Da es die einzige Abschrift ist die wir haben. Insbesondere aber bedürfen die Unterschriften, Listen der größten Reinlichkeit, da sie der Regierung eingereicht werden müssen.

Der Versammlungstag ist bei Ihrer, in Neuteich statt gehaltenen Versammlung auf den dritten Pfingstfeiertag jedes Jahres festgesetzt. Kommt dieses Umlaufschreiben 4 Wochen vor Pfingsten zurück, so soll dieser Termin auch schon für dieses Jahr beibehalten werden, Sollte es aber länger umkreisen, so müßte für dieses Jahr ein anderer Versammlungstag festgesetzt werden, weil für diesen Tag doch noch mancherlei Geschäfte zu besorgen sind. In jedem Falle werde ich nicht ermangeln, Sie ein Paar Wochen vorher, durch mehre besondere Rundschreiben zur Versammlung einzuladen.

Es würde mir die innigste Freude gewähren, wenn ich, durch diesen meinen Entwurf Ihren Wünschen genügt hätte. Ich freue mich schon im Voraus des kräftigen Lebens, das in unserm Vereine bei ernster Thätigkeit

und froher Geselligkeit beginnen wird. Das Band brüderlicher Liebe wird uns umschlingen. Freudig werden wir mit einander wirken und streben zu guten Zwecken. Und wenn wir aus reinem Eifer, mit einem nach Vervollkommnung strebendem Geiste, mit einem der Freundschaft geöffneten Herzen das gute Werk beginnen, dann wird der Beifall unserer Vorgesetzten uns erfreuen, und der Segen Gottes auf unsern Unternehmungen ruhen.

Wer mit mir diese Hoffnung hegt, der unterzeichne.

Marienburg am 20ten Januar 1823.

S o m m e r

Lehrer des Seminars und der Normalschule
erwählter Vorsteher des Schullehrer-Vereins.

N. S. Da die Liste, auf welcher die Herren Organisten und Schullehrer des großen Werders sich unterzeichnet haben, durch den Umlauf schon zu sehr beschmutzt ist, so ersuche ich die Herren Organisten und Schullehrer des kleinen Werders (mit Einschluß der zum marienwerderschen Regierungsbezirk gehörigen Schulen) welche dem Vereine beitreten, ganz ergebenst, Ihre Namen auf der neu angefertigten Liste gefälligst zu unterzeichnen.

Marienburg am 1ten April 1823.

S o m m e r.

Anm. Die freiwilligen Beiträge zur Begründung der Bibliothek erbrachten nach der bei den Akten befindlichen Liste die Summe von 95 Thlr. 20 Sgr. Es beteiligten sich 93 Spender, d. h. sämtliche evangelische Lehrer des Kreises mit Ausnahme des Lehrers Holz in Pr. Königsdorf, der folgenden Grund angab:

„Kann wegen der ganz geringen Einnahmen seiner Schule, seiner zahlreichen Familie, welche aus zwölf Seelen besteht und einem Bruchfehler dem ernannten Schullehrer-Verein nicht beitreten.“

Sommer setzte sich mit der Buchhandlung der Gebr. Bornträger-Königsberg betr. Lieferung der Bücher und Zeitschriften in Verbindung, bezog für das erste Jahr für die Summe von 60 Thlr. und in den nächsten Jahren durchschnittlich für 20 Thlr. Bücher, im Jahre 1830 wiederum für 60 Thlr. Unter den bezogenen Werken sind sämtliche Schriften Dinters, Salzmanns, Schillers, Krummachers, außerdem Werke über Religion, Deutsch, Geschichte, Musik und Naturwissenschaften. Die meisten von ihnen wären den einzelnen Lehrern in jener Zeit auf andere Weise niemals zugänglich gewesen. An Zeitschriften wurden das Wochenblatt für Prediger und Schullehrer und die Allgemeine Schulzeitung (Darmstadt) gehalten. — Das letzte Bücherverzeichnis vom Jahre 1870 weist etwa 1100 Nummern auf.

Ueber die Gründung eines Schullehrer-Vereins der evangelischen Schullehrer des Marienburgschen Schulkreises.

Einleitung. Kurze geschichtliche Darstellung über die Entstehung des Vereines.

Der Wunsch, in eine engere Verbindung zu treten, in gegenseitige nähere Berührung zu kommen, und gemeinsam mit und für einander zu leben, sprach sich oft genug laut und lebhaft unter den evangelischen Schullehrern des Marienburgischen Kreises aus. Andere Schulkreise unserer Provinz, andere Provinzen unseres Vaterlandes, sind uns längst mit gutem Beispiele vorgegangen. An vielen Orten bestehen Schullehrervereine, die sich des Beifalls ihrer hohen Behörden erfreuen, und aus denen manches Gute für die einzelnen Mitglieder und für das Schulwesen überhaupt hervorgegangen ist, und noch fortwährend hervorgeht. Möchte sich auch in unserm Kreise ein Schullehrerverein bilden, und uns alle gemeinsamen Streben nach eigener Vervollkommnung, zu immer regerer Thätigkeit für das Wohl unserer Schulen, enge mit einander verbinden!

Viele Schullehrer des Marienburgschen Kreises beseelte schon lange dieser Wunsch, und viele sprachen ihn laut aus, in der Hoffnung ihn doch einmal in Er-

fällung gehen zu sehen. Die Schullehrer Schulz in Kozelicki und Albrecht in Orloff faßten endlich den Entschluß, ihre Amtsbrüder zur Gründung eines solchen Vereins aufzufordern, und luden dieselben durch mehre Umlaufschreiben, zu einer Zusammenkunft in Neuteich ein, um daselbst das Nähere darüber mit ihnen zu besprechen. Am 27ten September d. J. fand diese Zusammenkunft statt, bei welchem 35 Schullehrer aus dem großen Werder, und der Tiegenhöffschen Niederung erschienen waren. Alle waren darin einstimmig, in elnen Verein zusammen zu treten, und setzten vorläufig einige nähere Bestimmungen darüber fest. Sie theilten das große Werder und die Tiegenhöffsche Niederung in 4 Schulbezirke; und wählten für jeden Bezirk auf 3 Jahre einen Schulbezirkvorsteher, welche die gemeinsamen Geschäfte für ihren Bezirk übernehmen sollten. Diese, für die ersten 3 Jahre erwählten Bezirk-Vorsteher sind die Organisten und Schullehrer

Ernst in Gr. Lesewitz.

Runde in Gr. Lichtenau.

Wilhelm in Tiegenhoff.

Runde in Neu-Muensterberg.

Die Organisten und Schullehrer des kleinen Werders waren bei dieser Versammlung nicht gegenwärtig, daher auch auf sie keine Rücksicht genommen werden konnte. Da jedoch zu erwarten steht, daß auch sie dem Vereine beitreten werden, welches ihnen keinesweges verweigert werden soll, so müssen dann die Schulen des kleinen Werders ebenfalls in 2 Bezirke getheilt, und für jeden ein Vorsteher erwählt werden.

Zum Vorsteher des ganzen Vereins wurde der Lehrer Sommer in Marienburg erwählt, und ihm von den Mitgliedern des Vereines aufgetragen: Einen Entwurf über den Zweck und die Verfassung des Vereines anzufertigen, selbigen dem Kreis-Schulaufseher Herrn Prediger Haebler vorzulegen, und mit dessen

Genehmigung, die Bestätigung Einer Hochl. Königl. Regierung gehorsamst nachzusuchen. So entstand der nachfolgende Entwurf zur Gründung eines Vereines für die evangelischen Schullehrer des Marienburgschen Kreises.

Erster Theil.

Zweck des Vereins, mit Angabe der für denselben dienlichen Mittel — im Allgemeinen.

Von hoher Wichtigkeit ist der Beruf, von segensreichen Folgen die Wirksamkeit des Lehrers, der mit Weisheit, Kraft und Liebe bemüht ist, der ihm anvertrauten Jugend ganz das zu sein, was er ihr sein kann und soll. Was kann dem Menschen wichtiger sein, als die Ausbildung und Veredlung seines Geistes und Herzens? was wichtiger, als auch für die Ausbildung und Veredlung anderer Menschen zu wirken? und dieses ist das Geschäft des Lehrers. Wer könnte wohl kräftiger wirken für das Wohl der menschlichen Gesellschaft, als der treue Lehrer, der die heranwachsende Jugend zu nützlichen Mitgliedern derselben heranbildet, die mit erhelltem Verstande, mit kräftigem Geiste, mit einem für Religion und Tugend erwärmten Herzen, einst wiederum wirken sollen, jeder in dem engeren oder weitem Kreise, den ihm Gott einst anweisen wird? Lasset uns erkennen die Würde unseres hohen Berufes, aber vor Allem lasset uns auch darnach streben, ihn ganz auszufüllen, und seiner würdig zu sein! So viel Gutes der Lehrer durch Liebe, Eifer und Umsicht in seinem Berufe wirken kann, so viel kann er auch durch Unwissenheit, Nachlässigkeit und Trägheit verderben. Darum wollen wir stets über uns wachen, nie lässig und träge werden, sondern fortwährend arbeiten für die Vervollkommnung unserer selbst und unserer Schule, um immer mehr und mehr dem Genüge zu leisten, was unser Beruf von uns fordert! —

In diesem Sinne und zu diesem Streben verbinde uns denn auch der **Verein**, zu dem wir jetzt zusammenzutreten im Begriff stehen.

Erster Abschnitt.

Schullehrer-Versammlungen.

Vorwärts strebt zwar jeder einzelne, redlich denkende Schulmann, und bemüht ist er, Gutes zu wirken in seinem Berufe, so viel er vermag. Aber einseitig bleibt sein Streben und Wirken, wenn er nicht Gelegenheit findet, seine Erfahrungen auch seinen Amtsbrüdern mitzutheilen und die ihrigen dafür einzutauschen; wenn er seine Ideen andern mittheilen, und durch freundschaftliche Gespräche berichtigen kann; wenn er nicht das Gute, das er ersann und ausführte, Andern zur Nacheiferung empfehlen; wenn er nicht durch das Gute, das Andere wirkten, zur Nachfolge sich aufgefordert fühlen kann. Dies fehlte bisher unserm Kreise, und dies fehlt überall, wo nicht ein Verein die Lehrer eines Kreises enger mit einander verbindet. Jeder von uns verfolgte bisher seinen eigenen Weg. Jeder arbeitete für sich und seine Schule, ohne sich darum zu bekümmern, was in der Schulmeisterwelt außer seinem engen Wirkkreise vorgehe, ohne sich einmal nach dem Streben und den Bemühungen seiner zunächst ihn umgebenden Amtsbrüder umzusehen. Manches Gute blieb dadurch nur das Eigenthum einer einzelnen Schule, da andere es nicht kannten und nicht anwenden konnten. Manches Unzweckmäßige behauptete dauernd seinen Platz in einer einzelnen Schule, weil sie das Zweckmäßigere nicht kannte, wodurch jenes in andern, ja selbst in den benachbarten Schulen verbannt worden war. Die Lehrer eines Kreises müssen in nähere Berührung kommen; sie müssen Theilnahme zeigen an dem Gedeihen des Schulwesens in ihrem Kreise; sie müssen sich, und die Bestrebungen der Einzelnen kennen lernen; sie müssen

Gelegenheit finden, ihre Ansichten und Erfahrungen einander mitzutheilen; sie müssen sich als Glieder eines Ganzen, als Brüder betrachten und lieben, und in dieser Verbindung sich Kraft, Muth und Ermunterung zum Beharren auf dem betretenen guten Wege, zur Besiegung der Hindernisse und Schwierigkeiten, die sich ihnen entgegenstellen, holen; thätig mitwirken für das Schulwesen des ganzen Kreises; ja die Achtung und Liebe für ihren hohen Beruf nähren und stärken.

Hierin liegt also der erste Zweck unseres Vereines, nämlich: „gegenseitige Theilnahme an dem Gedeihen des Schulwesens in unserm Kreise; thätige Mitwirkung zur Beförderung desselben; Erweiterung und Berichtigung der Ansichten durch Austausch der Ideen, durch Mittheilung der gemachten Erfahrungen“.

Soll dieser Zweck erreicht werden, so müssen die Mitglieder des Vereines sich von Zeit zu Zeit versammeln, um sich über Gegenstände des Unterrichts und der Schulzucht, und des Schulwesens überhaupt zu besprechen. Bei dem großen Umfange des Schulkreises, und der großen Anzahl der Mitglieder des Vereines (wenn nämlich alle Schullehrer des Marienburgschen Kreises dem Vereine beitreten), ist es nicht möglich, solche Zusammenkünfte oft zu veranstalten. Der Verein versammelt sich daher jährlich nur einmal, und zwar in Marienburg als dem Mittelpunkte des Kreises. Die Normalschule bietet einen geräumigen und zweckmäßigen Versammlungsort dar. Die Vormittagsstunden von 9 bis 2 Uhr sind beherrschenden Gesprächen und ernstern Berathungen über Schulsachen gewidmet. Die Ordnung dieser Gespräche ist in Kurzem folgende:

1. Belehrung derjenigen Mitglieder des Vereines, welche über irgend einen Gegenstand des Unterrichtes Nachhilfe und Belehrung wünschen.
2. Vorschläge zu Verbesserungen in einzelnen Lehrgegenständen und gemeinsame Berathung darüber.

3. Bemerkungen über Schuldisciplin, Mittheilung gemachter Erfahrungen darüber.
4. Vorlesen solcher Aufsätze, welche über einzelne Gegenstände des Unterrichts, von Mitgliedern des Vereines selbst verfaßt sind, und die Grundlage eines nachfolgenden belehrenden Gespräches ausmachen.
5. Vorlesen belehrender und besonders merkwürdiger Stellen aus Lehrbüchern, die noch nicht allgemein bekannt sind (z. B. aus den Schriften Dinters, Wilmsens, Niemeiers und anderer berühmten Pädagogen) und gemeinsame Gespräche darüber.
6. Vorlegen nützlicher Bücher, welche von einzelnen Mitgliedern des Vereines, den Andern zur Anschaffung und Benutzung empfohlen werden.

Durch solche belehrende Gespräche wird die Theilnahme an dem Schulwesen befördert, die Ansichten werden berichtigt und erweitert, manches Gute wird allgemeiner verbreitet, manches Unzweckmäßige als solches dargethan und abgestellt, mit brüderlicher Liebe wirkt einer für alle und alle für einen; kurz es wird dadurch für den Zweck gearbeitet, der oben, als erster Zweck des Vereines aufgestellt worden ist.

Um 2 Uhr genießen die Mitglieder des Vereines ein gemeinsames Mittagsmahl, und die wenigen Nachmittagsstunden sind der geselligen Unterhaltung gewidmet. Selbst die Geselligkeit eines solchen Vereines hat wohlthätigen Einfluß auf seine Mitglieder. Die Versammlung der Mitglieder des Vereines ist ein Schulfest für jeden Einzelnen und für Alle, und erhebt und belebt Herz und Geist für alles Gute und Schöne. So erblühet aus diesem Vereine Gemeinnützigkeit und Geselligkeit, die einander wechselseitig begründen und unterstützen.

Die Wirksamkeit dieser Versammlung, die jährlich nur einmal statt findet, kann indessen so ausgebreitet

nicht sein, als die Mitglieder des Vereines dies wünschen müssen. Oefftere Zusammenkünfte in kleinern Zirkeln müssen daher theils der Hauptversammlung vorarbeiten, theils das weiter verarbeiten, was aus Mangel an Zeit in derselben nur kurz berührt, oder nur in den Hauptpunkten abgehandelt werden konnte.

Deshalb bilden je 5 oder 6 benachbarte Schullehrer kleinere Vereine, die sich öfter, wenigstens monatlich einmal versammeln, um dem oben aufgestellten Zwecke des Vereines mehr zu genügen, als es der einen jährlichen Hauptversammlung möglich ist. Alle diese kleineren Vereine sind indessen nur als Abtheilungen des ganzen Vereins anzusehen, und ihre Wirksamkeit ist dem gemeinsamen Streben des Vereines untergeordnet. Ihr Zweck. und die Art ihrer Wirksamkeit aber wird aus dem Nachfolgenden deutlicher hervorgehen, daher ihrer hier nur im Kurzen Erwähnung gethan wird. Wir finden sie bald unter dem Namen „Lesezirkel“ wieder.

Zweiter Abschnitt.

Gründung einer Kreis-Schullehrer Bibliothek.

Wie es nun mit dem Schulwesen unsers Kreises stehe, welche Fortschritte dasselbe mache, und was für Verbesserungen und zweckmäßige Einrichtungen einzelne Lehrer in ihren Schulen getroffen haben, darüber wird jedes Mitglied des Vereines durch die Versammlungen und die in denselben geführten gemeinsamen Gespräche, in Kenntnis gesetzt. Aber unser Kreis ist nur ein sehr kleiner Theil unseres Vaterlandes und des gesamten Deutschlands. Wollen wir uns nur um uns bekümmern, gar nicht zu erfahren suchen, was auch in andern Provinzen, von andern Männern, die Kraft und Zeit der Bildung des heranwachsenden Menschengeschlechts gewidmet haben, gethan worden ist, so werden unsere Ansichten und Erfahrungen immer nur beschränkt und einseitig

bleiben. Wie wir z. B. den Leseunterricht, die Zahlenlehre x. x. betreiben, ist uns bekannt, oder wird uns durch die gegenseitigen Mittheilungen in unserm Vereine bekannt werden. Ist dies aber der einzige Weg, auf dem diese Gegenstände behandelt werden können? Haben andere Männer, von gleicher Liebe für die Jugend und das Schulfach beseelt, als die, welche uns den Weg lehrten, den wir jetzt wandeln, nicht andere Wege eingeschlagen? Sollte uns das gleichgiltig sein? Viele von ihnen haben uns in ihren Schriften die Art und Weise hinterlassen, wie sie lehrten und noch lehren. Sollen diese Schriften, von denen jede doch manches Gute enthält, von uns unbe- nutzt bleiben? Lesen wir die Schriften thätiger und einsichtsvoller Schulmänner, so können wir ihre An- sichten mit denen vergleichen, die wir über denselben Gegenstand gefaßt haben. Etwas Nützliches muß dabei in jedem Fall heraus kommen. Entweder, wir fühlen, daß sie richtiger dachten, zweckmäßiger verfahren als wir, und dann werden wir uns gerne bestreben, ihnen nachzueifern, oder wir finden, daß die Art des Unterrichts, die wir bis jetzt angewandt haben, zweck- mäßiger sei, und dann werden wir um so fester von dem Zweckmäßigeren unseres Verfahrens überzeugt werden, und um so freudiger auf dem betretenen Wege fortwandeln, ohne dabei das Verdienst zu ver- kennen, das jene Männer durch ihre Thätigkeit, um das Wohl der Kinderwelt sich erwarben. — Der Be- lehrung und Vervollkommung bedürfen wir überdies fortwährend, und wie können wir uns leichter, besser belehren und fortbilden, als durch das Lesen zweck- dienlicher Bücher? Gesellt sich zu diesem Lesen von Schulschriften nun noch freundschaftliches Besprechen über das Gelesene mit benachbarten Amtsbrüdern, mit den Mitgliedern des Vereines; so muß uns das doppelt nutzbar werden:

Daher ist ein zweiter Hauptzweck des Vereines:
„Kenntnis dessen, was für das Schulwesen auch außer

unserm Kreise geschieht, Belehrung und Fortbildung, Erweiterung und Berichtigung unserer Ansichten, durch das Lesen von Schulschriften und gemeinsames Besprechen über das Gelesene mit unsern Amtsbrüdern.“

Wie aber soll dieser Zweck erreicht, das Lesen gemeinnütziger Schulschriften gefördert werden? Der Ankauf solcher Bücher ist zu kostspielig, als daß es möglich sei, daß jeder Schullehrer eine eigene Sammlung der wichtigsten und gemeinnützigsten Bücher sich anlegen könne. Viele unserer Amtsbrüder sind so gestellt, daß sie aus ihren Einkünften nur die nothwendigsten Bedürfnisse für den Lebensunterhalt bestreiten können, und wie sollten diese die Ausgaben erschwingen, die zur Ausschaffung nützlicher und nothwendiger Schulschriften erforderlich sind? Aber viel vermag die vereinte Kraft. Was dem Einzelnen unmöglich ist, das wirkt die Vereinigung Vieler, die gleichen Sinnes nach einem Ziele hinstreben. Die Mitglieder des Vereines verbinden sich daher zur Beförderung dieses gemeinnützigen Zweckes, und gründen:

Eine Kreis-Schullehrer-Bibliothek,

die jenen Bedürfnissen abhilft, an der jeder Theil hat, und die jedem Gelegenheit verschafft, sich in dem Gebiete des Unterrichts und der Erziehung ausgebreitete Kenntnisse und hellere Ansichten zu verschaffen. Um aber die Wirksamkeit dieser Bibliothek besser durchschauen zu können, ist es nothwendig, einzelne, darauf Bezug habende, Punkte näher zu beleuchten. Hierzu gehören:

1. Gründung der Bibliothek und allmähliches Anwachsen derselben.
2. Umkreisen der angeschafften Bücher und Benutzung derselben.
3. Benutzung der schon gelesenen Bücher.

Zu 1.

Gründung und Anwachsen der Bibliothek.

Jedes Mitglied des Vereines giebt einen freiwilligen Beitrag zur ersten Gründung der Bibliothek. Jeder thut dabei so viel, als seine Kräfte erlauben; jeder, auch der geringste Beitrag ist dem Vereine willkommen, und alle Mitglieder, die zur Gründung der Bibliothek beigetragen haben, haben gleiche Ansprüche auf dieselbe, wenn auch die Beiträge (wie das bei der großen Verschiedenheit des Einkommens der Schulstellen nicht anders möglich ist) sehr ungleich ausfallen. Für das Einkommene werden nun Bücher angeschafft, die in einem dazu bestimmten Schranke bei dem Vorsteher des Vereines aufbewahrt werden. Jedes Mitglied des Vereines hat das Recht, Bücher hiezu in Vorschlag zu bringen, und durch Stimmenmehrheit wird entschieden, welche Bücher angeschafft werden sollen. Damit aber die Bibliothek allmählich anwachse, und auch die wichtigsten unter den neuern Schulschriften jedesmal angeschafft werden können, so verpflichtet sich jedes Mitglied des Vereines, halbjährig fünf Silberroschen pr. Cour. zur Bibliothek-Kasse beizutragen. Diese Beiträge werden von den Schulbezirk-Vorstehern eingesammelt und dem Vorsteher übersandt, wofür dieser allemal diejenigen Bücher anschafft, welche von dem gesammten Vereine durch Stimmenmehrheit, zum Ankauf für die Bibliothek ausgewählt worden sind. Bei den jährlichen Versammlungen des Vereines wird über die Verwaltung der Bibliothek-Kasse Rechnung abgelegt.

Zu 2.

Umkreisen und Benutzung der Bücher.

Die Schulen des großen Werders (mit Einschluß der Niederung) zerfallen (s. die Einleitung) in 4, die des kleinen Werders in 2, der ganze Marienburgsche Schul-

kreis also in 6 Schulbezirke, von denen jeder seinen eigenen Schulvorsteher hat. Jeder von diesen Bezirken zählt im Durchschnitt 15 Schulen, einige mehr oder minder, je nachdem es die örtliche Lage der Schulen erfordert.

Jeder Bezirk zerfällt in 3 Lesezirkel von denen jeder 4, 5 oder 6 Mitglieder zählt (je nachdem die örtliche Lage es erfordert), und einen Vorsteher hat, der den Namen „Buchwart“ führt. Die von den freiwilligen Beiträgen angeschafften Bücher vertheilt nun der Vorsteher in 6 Theile und schickt jedem Bezirksvorsteher ein solches Sechstel zu, welcher das Empfangene sogleich in 3 Theile theilt, und diese den 3 Buchwarten seines Bezirkes zur weitem Beförderung einhändigt. Sind z. B. für die eingekommenen Beiträge 18 Bücher angeschafft, so erhält jeder Bezirk 3 Bücher, folglich jeder Lesezirkel eines. Der Buchwart hat dafür Sorge zu tragen, daß die Mitglieder seines Lesezirkels das Buch in spätestens einem Monate durchgelesen haben. Nach Verlauf eines Monats wechseln die Lesezirkel eines Bezirkes in der Art, daß der Buchwart A sein Buch dem Buchwart B, dieser das seinige dem Buchwart C, und dieser das seinige dem Buchwart A zuschickt. Das neu erhaltene Buch wird nun von jedem Lesezirkel wieder in einem Monate durchgelesen. Nach Verlauf des zweiten Monats werden nun wieder von den Lesezirkeln eines Bezirkes die Bücher gewechselt, und nach Verlauf des dritten Monats ist also jeder Bezirk mit den erhaltenen (3) Büchern fertig. Nun wechseln die Bezirke untereinander. Der Bezirk A schickt seine Bücher an den Bezirk B, dieser die seinigen an den Bezirk C u. s. w. bis der Bezirk F die seinigen an den Bezirk A. Die Bezirksvorsteher vertheilen nun die erhaltenen Bücher von neuem unter die Buchwarte ihres Bezirkes, und die Bücher kreisen nun wieder, wie in den ersten 3 Monaten, unter den Mitgliedern der Lesezirkel. Nach abermaligem Verlauf von 3 Monaten wechseln die Bezirke wieder unter

einander, und in 6 mal 3 Monaten oder in $1\frac{1}{2}$ Jahren sind die Bücher von allen Mitgliedern des Vereines gelesen, werden von den Bezirksvorstehern dem Vorsteher zurückgesandt, und dieser vertheilt die inzwischen neu angekauften Bücher auf gleiche Weise wie das erstemal, an die Schulbezirke des Kreises. So bleibt nun das Ganze in regelmäßigem Gange, und es kreisen stets neue Bücher, so daß nun den Mitgliedern des Vereines Gelegenheit verschafft ist, durch das Lesen zweckmäßiger Bücher, den oben aufgestellten Zweck zu erreichen.

Noch ist indessen zu berücksichtigen, wie die einzelnen Lesezirkel es unter sich mit dem Lesen der Bücher und dem gemeinsamen Besprechen des Gelesenen zu halten haben. Hier sind zwei Wege möglich, und es muß den Mitgliedern eines jeden Lesezirkels überlassen bleiben, durch Stimmenmehrheit zu entscheiden, welchen sie für ihren Lesezirkel als den zweckmäßigsten anerkennen und anwenden wollen; entweder: die 4 bis 6 Mitglieder eines Lesezirkels kommen so oft zusammen, als nöthig ist, das erhaltene Buch (oder die erhaltenen Bücher) in der bestimmten Zeit gemeinsam durchzulesen. Einer der Versammelten liest laut vor und die Uebrigen hören zu. Jeder macht seine Bemerkungen, und durch die, daraus sich ergebenden Gespräche, wird das Gelesene deutlicher. Erfahrungen, die jeder in seiner Schule gemacht hat, dienen als Beweise für oder gegen das Gelesene, und das Lesen der Bücher steht nun mit dem Streben der einzelnen Lehrer nach Verbesserung und Vervollkommnung in der genauesten Verbindung. Mit dem Vorlesen wechseln die Mitglieder des Lesezirkels ab. Ob die Versammlungen immer im Mittelpunkte des Lesezirkels, oder wechselweise bei den einzelnen Mitgliedern desselben stattfinden sollen, hängt von der Vereinigung der Mitglieder des Lesezirkels ab. Da, wo die Ortschaften nahe beisammen liegen, und das öftere Zusammenkommen mit keinen Schwierigkeiten

verknüpft ist, dürfte dies die zweckmäßigste Verfassung der Lesezirkel sein; oder: der Buchwart giebt das erhaltene Buch, nachdem er selbst es durchgelesen, dem ihm am nächsten wohnenden Schullehrer, und bestimmt die Reihe, in der das Buch weiter befördert werden soll, wie auch die Zeit, in welcher es von jedem durchgelesen sein muß, und jeder liest es nun für sich durch. Ist das Buch von allen gelesen, so versammeln sich die Mitglieder des Lesezirkels, um über das Gelesene sich zu besprechen, wobei jeder den Auszug mitbringt, den er über die merkwürdigsten Stellen des Buches, oder über die, die ihm dunkel waren u. d. g. angefertigt hat. Diese Auszüge werden dem Gespräche zu Grunde gelegt. Daß hiebei wieder Anwendungen auf die Art des Unterrichts in unsern Schulen gemacht, diese mit den, im gelesenen Buche gemachten Vorschlägen, verglichen wird, ergiebt sich dann von selbst. Dieser Weg ist da einzuschlagen, wo das öftere Zusammenkommen der Schullehrer (des Weges oder der großen Entfernung wegen) mit mehreren Schwierigkeiten verknüpft ist. Ob diese (monatlichen) Zusammenkünfte immer an einem Orte, oder der Reihe nach bei allen Mitgliedern des Lesezirkels statt finden sollen, darüber entscheidet das Uebereinkommen der Mitglieder jedes Lesezirkels

Jeder Lesezirkel führt überdies ein Protokoll über das, was durchgelesen worden, und schreibt mit einigen Worten das Haupturtheil über das Gelesene, das von den Mitgliedern des Lesezirkels gefällt worden, hinzu. Diese Protokolle werden bei der Hauptversammlung des Vereines mitgebracht, und geben dann Stoff zu angenehmen und lehrreichen Unterhaltungen.

Zu 3.

Benuzzung der schon gelesenen Bücher.

Die Bücher, welche der Vorsteher zum ersten male an die Bezirksvorsteher vertheilt, sind in $1\frac{1}{2}$

Jahren von den Mitgliedern des Vereines durchgelesen, und kamen nun in die Bibliothek zurück. Diese dürfen und sollen keinesweges unbenutzt bleiben, und es steht daher jedem Lesezirkel frei sich eines von den schon gelesenen Büchern, auf eine bestimmte Zeit, noch einmal zu erbitten, auch im Verfolg den Schullehrern, die neu angesetzt werden, und folglich später in den Verein, und in den Lesekreis eintreten. So wie nun die Bibliothek heranwächst, so vermehrt sich auch die Anzahl der schon gelesenen Bücher von Jahr zu Jahr. Sobald soviel Bücher vorhanden sind, daß ihre Anzahl der Anzahl der Mitglieder gleich kommt, oder diese noch übersteigt, so steht es jedem einzelnen Mitgliede des Vereines frei, sich eines von den gelesenen Büchern auf eine bestimmte Zeit zu erbitten. Der Vorsteher führt eine Liste über die ausgegebenen Bücher.

So fehlt es denn den Mitgliedern des Vereines nie an Stoff zu belehrenden Unterhaltungen, nie an Mitteln zur Belehrung und Weiterbildung. Der ganze Verein erhält durch diese Bibliothek Dauer und Festigkeit und knüpft die einzelnen Mitglieder enger an einander. Die Theilnahme an dem Schulwesen wird erhöht; Gelegenheit zum gegenseitigen Austausch gemachter Erfahrungen wird herbeigeführt, und alle Mitglieder des Vereines umschlingt das Band brüderlicher Eintracht und Liebe.

Dritter Abschnitt.

Gründung einer Sterbekasse für die Schullehrer des Kreises.

Ja brüderliche Liebe sei es, die unsern Verein begründet. Thätige Theilnahme an dem Schicksale ihrer Brüder zeichne die Mitglieder des Vereines aus, und beweise, daß dieser Verein aus reinen und edlen Absichten geschlossen worden. Gerne wirke Einer für den Andern, Einer für Alle, Alle für Einen. Mit diesem

Sinne hatten sich auch die, in der Einleitung erwähnten, Schullehrer in Neuteich versammelt, und sie sprachen ihn deutlich aus dadurch, daß sie den Entschluß faßten: „Eine Sterbekasse zu errichten, und dadurch die traurige Lage nachbleibender Schullehrerwitwen wenigstens in Etwas zu mildern“.

Dies sei denn also der dritte und letzte Zweck unsers Vereines. In der That, beklagenswerth ist das Loos der armen Schullehrerwitwe, deren Gatte es nicht möglich gewesen war, ihr, durch seinen Nachlaß einen, wenn auch nur höchst nothdürftigen Lebensunterhalt zu versichern. Können wir wohl ohne Rührung, ohne die dringendste Aufforderung zu thätiger Hilfe in uns zu fühlen, die Trauernde mit ihren verlassenen Kleinen ansehen?

Aber Dank, inniger Dank unsern hohen Behörden, den Königlichen Regierungen von Westpreußen. Sie erkannten das Drückende der Lage solcher hinterbliebenen Wittwen. Sie billigten die Wünsche rechtschaffner Lehrer, die Ihrigen einst nicht dem drückendsten Mangel ausgesetzt zu sehen. Väterlich waren sie bemüht, wie überall, so auch hier, den gerechten Wünschen ihrer Untergebenen zu begegnen, und ihnen eine freiere Aussicht in die Zukunft zu eröffnen. Die Allgemeine Schullehrer-Wittwen-Kasse für Westpreußen schützt die nachbleibenden Wittwen vor gänzlicher Hilflosigkeit, und sichert ihnen ein Einkommen, wodurch wenigstens einige Hauptbedürfnisse befriedigt werden. Und es bleibt uns ja noch sogar die Hoffnung, mit dem allmählichen Anwachsen des Kapitals der Wittwenkasse, auch nach und nach die Unterstützungen erhöht zu sehen.

Doch bleibt für diese nachbleibenden Wittwen noch etwas höchst wünschwürdig. Die traurigste Zeit für sie sind die nächsten Tage nach dem Tode des Mannes. Trauernd um den Hingeschiedenen soll nun noch die Wittwe das Begräbniß besorgen, das mit

mancherlei Kosten verknüpft ist. Befindet sie sich nun in Geldnoth, so muß ihre Lage ihr doppelt schwer werden. Wie willkommen muß es ihr daher sein, schon am nächsten Tage nach dem Tode des Mannes eine Summe zu erhalten, durch welche die Beerdigungskosten gedeckt werden können. Wenn nun jedes Mitglied des Vereines einen Beitrag leistet zur Beerdigung des verstorbenen Bruders, so wird dadurch die Wittve der dringendsten Verlegenheit entrissen, und sie kann nun in Erwartung des ihr zu Theil werdenden Jahrgeldes aus der Wittwenkasse, beruhigter der Zukunft entgegen gehen.

Hiezu nun verpflichten sich die Mitglieder des Vereines. Sie legen (nach der Bestimmung der in Neuteich am 27ten September 1822 zum ersten male statt gehaltenen Schullehrer-Versammlung) zu gleichen Theilen eine Summe von 50 Fl. (fünfzig Gulden) pr. Cour. (Anm.: diese Summe wurde später auf 20 rthr. erhöht und es lag das Geld für zwei Sterbefälle bei dem Vorsteher stets vorrätbig) zusammen, die zur Bestreitung der Beerdigungskosten desjenigen Mitbruders aufbewahrt wird, der zuerst aus ihrer Mitte scheidet.

Gleich nach dem Tode desselben empfängt die Wittve die in der Kasse liegenden 50 Fl., und so gleich legen die Mitglieder des Vereines von neuem 50 Fl. zusammen, damit diese bei einem Sterbefalle immer vorrätbig liegen.

Auch dem Unverheirateten kann es nicht unangenehm sein, Mitglied einer solchen Sterbekasse zu sein. Hinterläßt er nicht so viel baares Geld, als zu seiner Beerdigung nöthig ist, so müßten ja seine Sachen verkauft werden, um die Kosten zu bestreiten. Als Mitglied der Sterbekasse aber, empfangen diejenigen, die sein Begräbnis besorgen, die erwähnten 50 Fl. Wie angenehm muß ihm also der Gedanke sein, daß nach seinem Tode sein ganzer Nachlaß seinen nächsten Verwandten anheim fallen kann.

Das Gute, das die Schullehrer des Marienburgschen Kreises durch die Gründung des Vereines und der damit verbundenen Sterbekasse zu bewirken streben, wird, wie wir zu hoffen wagen, den Beifall unserer hohen Behörde, Einer Hochlöbl. Königl. Regierung, wie auch unseres würdigen Kreisschulaufsehers Herrn Prediger Haebler nicht verfehlen. Unter ihrem Schutze wird der Verein kräftiger gedeihen, des Guten mehr daraus hervorgehen, und die Dauer desselben für die Zukunft fester begründet werden. Vertrauensvoll legen wir daher diesen Entwurf zunächst unserm verehrten Kreisschulaufseher Herrn Prediger Haebler vor, und wenn, wie wir hoffen, Sein Beifall uns erfreuen, und zu treuer Beharrlichkeit ermuntern wird, dann wagen wir es, unser schwaches Beginnen Einer Hochlöbl. Königl. Regierung unterthänigst vorzutragen und um hohe gnädige Genehmigung und Bestätigung des Vereines ganz gehorsamst zu bitten.

Was denn nun mit gutem Willen, zu guten Zwecken begonnen, zu dessen Fortgang gebe Gott Segen und Gedeihen!

Auf den Grund des von dem Herrn Schul-Inspector, Prediger Haebler, unterm 10ten v. M. eingereichten Plans, wird der nach diesem Plane errichtete Schullehrer-Verein im Marienburger Schulkreise, hierdurch von uns bestätigt.

Danzig, den 13ten December 1822.

(S.)

Königlich Preußische Regierung. I Abtheilung.

Ewert. Flottwell. Gernhard.

Für Richtigkeit der Abschrift

Sommer
Seminardirector.

Marienburg am 1ten Juli 1823.

Die Sterbekasse tritt mit dem 23ten Juni d. J., als dem Tage der ersten Hauptversammlung des Vereins, in Wirksamkeit. In dieser Versammlung wurde festgesetzt, daß wenn ein Mitglied des Vereins stirbt, dessen Wittwe, oder falls er unverheiratet ist, diejenigen die seine Beerdigung besorgen, 20 rthr. erhalten sollen, welche von allen Mitglieder zu gleichen Theilen sogleich, und bei einem Sterbefalle sogleich nach Auszahlung des Sterbegeldes erhoben werden, damit das Sterbegeld stets vorrätig in Kasse liege. Der erste Beitrag wurde am 23ten Juni von allen Mitgliedern mit 6 Sgr. 8 Pf. zusammengelegt und dem Vorsteher in Verwahrung gegeben.

Das Nähere über die Einrichtung und Verwaltung besagt der dem Actenstücke des Vereins Nr. I beigehefteten Plan des Vereins.

S o m m e r.
Vorsteher.

Hochgeehrtester Herr!

Theuerster und sehr werthgeschätzter Freund!

Gestern d. 22. d. um 6 Uhr Morgens endete eine Krankheit der Auszehrung von 12 Wochen lang, das Leben unsers Amtsbruders und Mitglied unsers Vereins, der Schullehrer Herrn Gottlieb Schwarzer zu Wengeln.

Dessen hinterlassene betrübte Wittwe ersuchte mich, aus unserer Sterbekasse, die zum Begräbnis bestimmte 20 rthr. von dort ihr einzuhändigen. So sehr dieses auch Pflicht für mich ist, so bin ich wegen meiner Kränklichkeit, doch nicht im Stande, persönlich von dort das p. Geld abzuholen.

Ich ersuche Sie daher ganz ergebenst, die 20 rthr. Begräbnisbesteuer aus unserer Sterbekasse, durch diesen ganz sichern Bothen, den Einsassen Peter Külmann von Sorgenort, mir allergütigst übermachen

zulassen. Die Quittung soll nächstens erfolgen. Mit vorzüglichster Hochachtung und echter Bruderliebe schmeichle ich mir zu sein

Dein ergebenster Amtsbruder
Cornelsen.

Augustwalde d. 23. Febr. 1824.

„Gottlieb Schwarzer, interimistischer Schullehrer zu Wengeln, starb im Jahre 1824 tausendachthundert vier und zwanzig den 22ten, zwey und zwanzigsten Februar um 6 Uhr Morgens, an der Abzehrung, in einem Alter von 32 Jahren 1 Mon. und 10 Tagen, und soll den 27. desselben Mon. begraben werden.“

Daß vorstehende Anzeige dem hiesigen Kirchenbuche gleichlautend sey bescheinige ich hiermit.

Thiensdorf d. 23ten Febr. 1824.

Ohlers,
Ev. Prediger d. O.

Marienburg, den 24ten Febr. 1824.

Beiliegendes Schreiben des Herrn Buchwart Cornelsen aus Augustwalde, so wie ein Todtenschein über den erfolgten Tod des Schullehrers Gottlieb Schwarzer aus Wengeln, ging heute durch den Einsassen Peter Külmann an den Vorsteher des Schullehrer-Vereins Herrn Sommer ein. In Abwesenheit desselben, hat Eidesbeamter die aus der Sterbekasse für die Wittve festgesetzten 20 rthr. den erwähnten Boten eingehändigt, und sich von diesem vorläufig den Empfang bescheinigen lassen durch seine Namensunterschrift.

Peter Kilman.

Mueller.
Beisizzer.

20 Thlr.

Geschrieben Zwanzig Thaler habe ich aus der Sterbekasse des Schullehrervereines im marienburgschen Kreise zur Beerdigung meines Mannes, des Schullehrers Gottlieb Schwarzer, durch Herrn Schullehrer Cornelsen baar und richtig ausgezahlt erhalten, worüber ich mit herzlichen Dank quittire.

Wengeln d. 27ten Februar 1824.

+ + +

Handzeichen der Anna verwittwete Schwarzer
gebohrne Rehde,

welches bezeugt M. Schwarzer.
bezeugt Cornelsen.

Am 22ten Februar starb an der Auszehrung Herr Gottlieb Schwarzer, Schullehrer in Wengeln und Mitglied unsers Schullehrer-Vereins. Der hinterbliebenen Wittwe ist am 24ten das vorhandene Sterbegeld mit 20 rthr. ausgezahlt worden und wir müssen also von neuem zusammen legen, damit das Sterbegeld stets vorrätzig liege. Da jedoch gegenwärtig mehrere Stellen erledigt sind, so würde der festgesetzte Beitrag von 6 Sgr. 8 Pf. nicht hinreichen, die bestimmte 20 rthr. zusammen zu bringen, und ich sehe mich dessen genöthigt den Beitrag für dieses mal auf 8 Sgr. /: acht Silbergr. :/ festzusezzen. Sollten hierbei ein Paar Gulden übrig bleiben, so sind uns dieselben ja unverloren und bleiben bis zum nächsten Sterbefalle in Kasse.

Der Herr Bezirksvorsteher — — in — — — hat dieses den Herrn Buchwarten seines Bezirkes bekannt zu machen mit der Aufforderung: Diesen Beitrag von den Mitgliedern ihrer Lesezirkel unverzüglich einzuziehen, und dieselben spätestens bis zum 15ten März an den Herren Bezirksvorsteher einzusenden. Bis zum 20ten März spätestens erwarte ich die Gelder zur Kasse. Der Herr Bezirksvorsteher und die Herren

Buchwarte werden bei Verspätungen des Termins dafür Sorge tragen, daß die nach dem Plane des Vereins darauf feststehenden Strafen mit dem Beitrage zugleich eingezogen werden. Jedoch wird hoffentlich in dieser so wichtigen Sache sich niemand eine solche Nachlässigkeit zu Schulden kommen lassen.

Marienburg am 1ten März 1824.

S o m m e r.

Anm. Nach den vorhandenen Belägen kam in den Jahren 1822—1844 durchschnittlich nur ein Sterbefall jährlich vor. Die Auszahlung des Sterbegeldes erfolgte in liberalster Weise auch dann, wenn durch eine Versäumnis des Verstorbenen das Anrecht verwirkt worden. Die Einrichtung scheint sich allgemeiner Beliebtheit erfreut zu haben, da über eine Lässigkeit beim Einzahlen der Beiträge nirgends Klage geführt wird und die aus dem Kreise versetzten Lehrer stets Mitglieder der Sterbekasse blieben. Die Sterbekasse hat bis Anfang dieses Jahrhunderts bestanden und ist dann in der Westpreußischen Sterbekasse aufgegangen. Das Sterbegeld war erst auf 75 *M*, dann auf 150 *M* und zuletzt auf 160 *M* gestiegen, der Beitrag für jeden Sterbefall betrug zuletzt pro Mitglied 1,25 *M*.

Marienburg, am 19ten Januar 1834.

Bericht über die am 28. Mai 1833 stattgehabte Versammlung des hiesigen Schullehrer-Vereines und über die Thätigkeit des Vereines in den letztverflossenen Jahren, erstattet von dem Oberlehrer Sommer in Marienburg als Vorsteher des Vereines.

Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung verfehle ich nicht, über die am 28ten Mai v. J. stattgehabte Hauptversammlung des hiesigen Schullehrer-Vereines, bei welcher der Verein sich der Anwesenheit des Herrn

Regierungs- und Schulrath Dr. Hoepfner zu erfreuen hatte, so wie über die fortgesetzte Thätigkeit des Vereines in seinen engeren Kreisen, auch über die in Beziehung auf das Aeußere inzwischen nothwendig gewordenen Veränderungen, pflichtmäßig nachstehenden Bericht zu erstatten.

Die Versammlung war zahlreich. Es hatten sich 76 Mitglieder und außer diesen noch 12 Lehrer aus andern Kreisen als Gäste eingefunden. Die Namen sämmtlicher Anwesenden sind in der Beilage verzeichnet. (Beilage A.) Ueber die äußere Ruhe und Ordnung während der Versammlung, sowie über die Theilnahme der Mitglieder an den verhandelten Gegenständen glaube ich mich jedes Urtheils enthalten zu dürfen, da Herr Regierungs- und Schulrath Dr. Hoepfner in persönlicher Gegenwart davon Kenntniß genommen haben. Die Gegenstände, mit welchen, nach einer vorher entworfenen Tagesordnung, die Zeit der Versammlung von 9 bis 2 Uhr ausgefüllt wurde, sind in einer durch den Beisitzer Mueller während der Versammlung aufgenommenen und abschriftlich hier beigelegten Verhandlung aufgezeichnet. (Beilage B.)

Einen wesentlichen Theil der Verhandlungen machten die in der vorjährigen Hauptversammlung angeregten und nun zum ersten male eingelieferten Arbeiten über eine gestellte Preisaufgabe aus. Die Billigung, welche Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung dieser neu eingetretenen Thätigkeit im Verein angezeihen lassen und insbesondere auch durch die huldvolle Verabreichung eines besondern Preises von Ihrer Seite ausgesprochen haben, verpflichtet den Verein zur innigsten Dankbarkeit und giebt der begonnenen guten Sache einen neuen kräftigen Aufschwung. Möchten Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung sich bewogen finden, jährlich einen solchen Preis festzusetzen, so daß die gelungenste Arbeit diesen Preis, die jener Arbeit am nächsten stehende aber den von dem Vereine festgesetzten Preis erhielt. Hierdurch würde sicher eine

noch größere Regsamkeit im Vereine erhalten werden, und das belohnende Anerkenntniß der hohen Behörde würde den Wetteifer unter den Mitgliedern in einem höhern Grade beleben, als die Beifallsbezeugung der verbrüdernten Amtsgenossen dies vermag.

Wie die erwählte Prüfungskommission bei der Ermittlung der gelungensten unter den in diesem Jahre eingegangenen Preisarbeiten zu Werke gegangen und zu welchem Endurtheile dieselbe gelangt ist, darüber besagt das hierüber aufgenommene und ab-schriftlich hier beigelegte Protokoll (Beilage C) das Nähere. Auch sämmtliche der Prüfungscommission zugesandten Preisarbeiten (8 an der Zahl) lege ich hier bei, (Beilage D bis L) jedoch mit der gehorsamsten Bitte: dieselben nach geschehener Durchsicht mir wieder zurückzusenden, damit ich sie, dem Wunsche der Mitglieder gemäß, auch in dem Vereine umkreisen lassen und dann bei den Acten des Vereines aufbewahren kann.

Um die Anfertigung solcher Arbeiten zu einer feststehenden Beschäftigung für die Mitglieder des Vereines zu machen und denselben auch im Aeußern eine gewisse übereinstimmende Form und Regel zu verschaffen, entwarf ich ein Reglement dafür und legte dasselbe in der Hauptversammlung den Mitgliedern vor. Nach Abänderung und Berichtigung einiger Punkte wurde dasselbe in der Form angenommen, in welcher ich es hier gehorsamst beilege. (Beilage M.) Sollte dieses Reglement der Genehmigung Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung sich zu erfreuen haben, so wird dasselbe als Nachtrag der Vereins-Urkunde einverleibt werden und mit der nächsten Hauptversammlung in Kraft treten.

Für das laufende Jahr ist abermals eine Aufgabe gestellt und von dem Verein ein Preis dafür festgesetzt worden, wie dies aus dem Protokolle (Beilage B) zu ersehen ist. Bei der Wahl der Commission zur Be-

urtheilung und Ermittlung der gelungensten unter den künftig eingehenden Arbeiten entstand eine kleine Mißhelligkeit. Daß der Kreisschul-Inspektor Herr Prediger Haebler in derselben den Vorsitz führen und der gegenwärtige Vorsteher des Vereins Mitglied derselben bleiben solle, darüber war man einig. Nur die Wahl des dritten Mitgliedes zu welchem im vorigen Jahre der Seminarlehrer Kaufmann erwählt worden war, veranlaßten einigcs Widerstreben. Der Kantor Wilm aus Neuteich. nähmlich verlangte, daß in die Stelle des Kaufmann ein anderes Mitglied aus einem andern Bezirke gewählt und daß überhaupt hiermit für jedes Jahr gewechselt werden solle. Als selbst dabei betheilig, mischte ich mich anfangs in die Sache nicht, und so fand der Vorschlag des Wilm Eingang und er selbst wurde als Mitglied der Prüfungs-Commission erwählt. Durchdrungen von der Ueberzeugung, daß die Prüfung und Beurtheilung der Preisarbeiten eine eben so wichtige als schwierige Sache sei, überzeugt ferner von dem Eifer und der Umsicht, mit welcher Herr Kaufmann aus Liebe zur Sache sich diesem mühevollen und nicht belohnenden Geschäfte unterzogen hatte, hielt ich es nun für angemessen, hierüber den Mitgliedern meine Ansicht mitzutheilen, und sie entschieden sich hierauf dahin, daß die vorjährige Prüfungs-Commission verbleibe, und der schon erwählte Cantor Wilm als Mitglied derselben beige-
sellt werden solle, wie dies auch das Protokoll (Beilage B sub 11) besagt. Daß der Cantor Wilm seine Ansicht und Meinung über die in Rede stehende Sache frei und offen aussprach, ist in der Ordnung, denn dieses Recht steht jedem Mitgliede zu und muß ihm zustehen, sonst würde der Verein aufhören Verein zu sein. Daß er aber die Wahl für seine Person annehmen konnte, da er es war, der auf das Ausscheiden des Herrn Kaufmann drang, das wirft kein vortheilhaftes Licht auf ihn. Und welches Vertrauen in seine Beurteilung solcher Preisarbeiten zu sezen sei — da-

rüber kann ich mich füglich jeder Äußerung enthalten, weil seine eigene Arbeit über ein selbstgewähltes Thema, die er in der Hauptversammlung vortrug, und die hier beigelegt ist, (Beilage N), darüber am deutlichsten spricht. Nach späterer reiflicher Ueberlegung hat es mir am zweckmäßigsten scheinen wollen, wenn die Durchsicht und Beurtheilung der Preisarbeiten ein für allemal dem Lehrpersonal des Seminars übertragen würde, weil demselben schon ohnedies die Beurtheilung der Probearbeiten abgehender Seminaristen oder interimistisch angestellter Lehrer, welche sich der nochmaligen Prüfung unterwerfen, obliegt. So durch den Beruf auf ähnliche Beschäftigung hingewiesen, dürfte dem Lehrpersonal des Seminars am ehesten ein richtiges Urtheil über die eingelierten Preisarbeiten zugetraut werden. Ob indeß dieser Gedanke bei den Mitgliedern des Vereines Anklang finden würde, ist zweifelhaft. Wenn jedoch Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung, das Streben des Vereines huldreich unterstützend, jedesmal der gelungensten Arbeit den ersten Preis verabreichen wollten, so würde die Art der Ermittlung derselben auch nur von der nähern Bestimmung der hohen Behörde abhängen, und der Verein würde, die wohlwollende Theilnahme dankbar anerkennend, auch gewiß gern diesen Bestimmungen sich fügen.

Außer den bereits erwähnten Preisarbeiten und der Arbeit des Cantor Wilm kamen in der Hauptversammlung noch zur Sprache: eine schon früher in Anregung gebrachte Arbeit des Organisten Janz in Ladekopp über den Unterricht in der Formenlehre und im Zeichnen, (Beilage O), ein Vortrag des Seminarlehrers Kaufmann über Zweck und Wichtigkeit des naturgeschichtlichen Unterrichts in Volksschulen, (Beilage P), eine mündliche Mitteilung meiner Ansichten über die von Zerrenner beschriebene sogenannte wechselseitige Schuleinrichtung; endlich die Ausführung einiger Gesänge durch den Lesezirkel Marienburg, welche letzte

den Zweck hatte, den übrigen Lesezirkeln des Vereines zu zeigen, worauf sie bei ihren Gesangübungen in den monatlichen Zusammenkünften ihr Augenmerk zu richten hätten. Allen diesen Gegenständen geschieht in dem Protokolle (Beil. B) nähere Erwähnung.

Die übrige Zeit mußte den äußern Angelegenheiten des Vereines gewidmet werden. Hiebei war zunächst in Berathung zu ziehen, wie es künftig mit den Kirchspielen Losendorf und Lichtfelde gehalten werden solle, welche durch den Beschluß der hohen Behörden von der Kreisschul-Inspection Marienburg abgelöst und nach Marienwerder geschlagen worden sind. Die Schullehrer in diesen Kirchspielen waren bisher Mitglieder des Vereines; da ja doch der Verein, der Urkunde gemäß, nur auf die Kreisschulinspection Marienburg beschränkt sein soll, so waren sämtliche Mitglieder darin einig, daß die Lehrer der genannten beiden Kirchspiele aus dem Vereine ausscheiden müßten. Die nähern Bestimmungen hierüber enthält das Protokoll (Beil. B). Die Schulen zu Kampenau und Krons- nest, welche zwar auch dem Kirchspiele Lichtfelde angehören, aber bei der Kreisschulinspection Marienburg verblieben sind, wurde dem Lesezirkel Thiensdorf ein- verleibt.

Das Ausscheiden der genannten beiden Kirchspiele führte nothwendig eine Veränderung in der Eintheilung des Vereines herbei. Das ergab sich jedoch ganz einfach folgendermaßen. Der ganze Bezirk Thiensdorf geht ein; die beiden Lesezirkel Altfelde und Fischau, welche ohnedies nur wenige Mitglieder zählten, werden in einen Lesezirkel vereinigt. Es besteht also von jetzt ab im kleinen Werdër nur ein Bezirk (Fischau), welcher die 3 Lesezirkel Fischau, Thiensdorf und Stalle in sich schließt, so daß also der ganze Verein von jetzt ab nur 5 Bezirke, jeder je 3 Lesezirkel enthält.

Ferner kam, in Beziehung auf die äußern Ange- legenheiten des Verein, die Wahl der Beamten für die

nächsten 3 Jahre zur Sprache. Die Mitglieder des Vorstandes wurden aufs neue gewählt, und die Namen der für die nächsten 3 Jahre erwählten Bezirksvorsteher und Buchwarte enthält das beiliegende Protokoll (Beil. B.). Ein Verzeichniß sämtlicher Mitglieder, nach der jezzigen Eintheilung in Bezirke und Lesezirkel mit Angabe der für dieselben erwählten Beamten enthält die Beilage Q.

Womit die einzelnen Lesezirkel im verflonnenen Jahre bei ihren monatlichen Versammlungen sich beschäftigt und was dieselben zur Förderung der Sache des Vereins und für ihre eigene Weiterbildung gethan haben, darüber giebt die durch den Beisitzer Ernst angefertigte und abschriftlich hier beigelegte auszügliche Uebersicht der Protokolle Auskunft. Aus derselben läßt sich ersehen, daß im allgemeinen eine zweckmäßige Thätigkeit in den einzelnen Lesezirkeln sich erhalten hat, daß jedoch keiner derselben als besonders ausgezeichnet von den übrigen sich hervorheben läßt. Einzelne Mängel, welche noch hin und wieder sich vorfinden, sind in dem zur Uebersicht nachfolgenden Endentheile über das Ganze namhaft gemacht.

Der Nebenverein Dirschau hat in diesem ersten Jahre seines Bestehens eine dem gemeinsamen Zwecke beider Vereine entsprechende Thätigkeit und Wirksamkeit entwickelt, wie sich dies aus den Protokollen desselben über die stattgehabten Versammlungen ergibt. Einer von den Vorstehern dieses Nebenvereins, dem Conrector Schwonke gefertigte auszügliche Uebersicht dieser Protokolle ist unter der Benennung „Jahresbericht über die Zusammenkünfte des Nebenvereins Dirschau pro 1832/33“ hier beigelegt.

Aus der Bibliothekskasse des Vereines sind im Jahre 1832/33 verausgabt worden: 33 rthr. 14 Sgr. Es sind dafür, mit Genehmigung des Kreis-Schul-Inspectors Herrn Prediger Dr. Haebler, die in der Beilage T. verzeichneten Bücher angeschafft worden.

Die Bibliothek zählt jetzt 479 Bände, von denen etwa 240 in regelmäßigem Umlaufe sich befinden. Von denjenigen Büchern, welche bereits den Kreislauf beendet haben, sind 18 an einzelnen Mitglieder ausgegeben und 27 den Nebenverein Dirschau für das Jahr 1833/34 zur Benutzung überwiesen worden. — Der Bestand der Bibliothekskasse betrug bei dem am 25ten Mai erfolgten und am 28ten Mai durch die Bezirksvorsteher des Vereins revidierten Abschlusse: 8 rthr. 10 Sgr. 1 Pf., ist jedoch jetzt, durch die hinzugekommenen Michaelis-Beiträge wieder höher angewachsen.

Durch den Tod hat der Verein im verflossenen Jahre 3 Mitglieder verloren, nämlich Reinert in Altfelde (pensioniert), Weiß in Tralau und Haak in Schöneberg. Den zurückgebliebenen nächsten Angehörigen der Verstorbenen wurde das festgesetzte Sterbegeld mit 20 rthr. sogleich ausgezahlt und die darnach zu entrichtende Sterbebeiträge von den einzelnen Mitgliedern sind jedesmal zur bestimmten Zeit eingegangen. Bei dem für die Hauptversammlung gefertigten Rechnungs-Abschlüsse belief sich der Bestand der Sterbekasse auf 76 rthr. 22 Sgr. worunter die, für den zuletzt verstorbenen Haack zu entrichtenden Beiträge nicht mitbegriffen waren, da selbige erst nach der Hauptversammlung eingehen konnten.

Die Beamten des Vereines, sowohl Bezirksvorsteher als Buchwarte, haben ihre Geschäfte treu und pünktlich wahrgenommen und den Vorstand zu keiner Beschwerde veranlaßt. Kleine Unordnungen, welche hie und da z. B. bei der Weiterbeförderung der Bücher, Zeitschriften p. p. vorgehalten, sind in der Hauptversammlung gerügt worden und werden hoffentlich nicht wieder vorkommen.

Aus dem vorstehenden Berichte und den dazu gehörigen Beilagen werden, wie ich zu hoffen wage, Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung ersehen, daß der

Verein auch im verflossenen Jahre bemüht gewesen ist, durch zweckdienliche Thätigkeit und durch treue Benutzung derjenigen Hilfsmittel, welche die Bibliothek und die in den Statuten festgesetzten äußern Anordnungen und Einrichtungen darbieten, für den Zweck hinzuwirken, zu welchem er gegründet ist. Bei ferner Beharrlichkeit und bei dem Streben, den Verein in seiner innern Wirksamkeit immer mehr zu vervollkommen, wird hoffentlich auch in der Zukunft noch manches Gute aus demselben hervorgehen.

Der Beifall und die Nachsicht gegen die bisherigen Bestrebungen des Vereines, welche Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung in dem hohen Rescripte vom 9ten Februar v. J. ausgesprochen haben, hat alle Mitglieder mit dankbarer Freude erfüllt und zu neuem regem Eifer für die gute Sache beseelt. Insbesondere fühle ich mich gedrungen, meinen ehrfurchtvollen Dank auszusprechen für das huldvolle Anerkenntniß, welches Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung in dem hohen Rescripte vom 17ten Juli v. J. meinen geringen Bemühungen für die Sache des Vereines angedeihen lassen.

Indem ich mich durch dasselbe einerseits für das Wenige was mir, unter Gottes Beistand für die gute Sache zu thun gelungen ist, weit über Verdienst belohnt fühle, so erkenne ich darin andererseits die kräftigste Aufforderung, mich fernerhin mit Eifer und Liebe derselben zu widmen, um mich dadurch des Beifalls Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung würdig zu beweisen und ihn zu verdienen. So lange Gott mir Kraft verleiht, will ich freudig und gerne bemüht sein, die gute Sache zu fördern. Die Zufriedenheit meiner hohen vorgesetzten Behörde wird mein Lohn, ihre wohlwollende Theilnahme und Fürsorge die kräftigste Stütze meiner geringen Bemühungen sein.

S o m m e r.

Oberlehrer am Kgl. Schullehrer-Seminar
als Vorsteher des Vereines.

Auf Ihren Bericht vom 19ten v. Mts. betreffend die am 28ten Mai v. Js. stattgefundene Generalversammlung des Marienburger evangl. Lehrer - Vereins, eröffnen wir Ihnen folgendes:

Wir haben bereits unterm 17ten Juli v. J. Sie unsers Beifalls als unserer fortdauernden Theilnahme an den Bestrebungen des Vereins und Ihrer für denselben heilsamen Wirksamkeit versichert; wir erwähnen daher hier nur, daß wir auch den oben bezeichneten Bericht mit besonderem Wohlgefallen aufgenommen und die Fortschritte, welche das Schulwesen im Marienburgischen seit einer Reihe von Jahren macht, auch daraus wiederum ersehen haben.

Die Unterstützung der auch von uns als wichtig anerkannten jährlichen Lösung von Preis-Aufgaben werden wir uns ferner angelegen sein lassen, und werden wir auch für dieses Jahr ein Buch für die gelungenste Arbeit seiner Zeit Ihnen übersenden. Eine jährliche bestimmt wiederkehrende Bewilligung dieser Art können wir indessen nicht versprechen, da es zu diesem Zwecke an einem Fonds fehlt. Wir werden aber die jedesmaligen Anträge möglichst berücksichtigen.

Von dem der Prüfungs-Kommission übersandten und uns eingereichten Arbeiten der einzelnen Preisbewerber haben wir gern Kenntniss genommen. Es geht daraus hervor, daß auch mehrere derjenigen Aufsätze, welchen der Preis nicht hat zuerkannt werden können, mit Umsicht und Fleiß verfaßt worden sind, und daß ihre Verfasser nach einer ihrem Berufe angemessenen Erweiterung und festeren Begründung ihrer Kenntnisse und ihrer Thätigkeit überhaupt redlich streben.

Wir behalten es uns vor, Ihnen diese Arbeiten nach 2 bis 3 Monaten wieder zuzusenden, da wir für die Zwischenzeit noch einige derselben einer weitem Mittheilung werth erachtet haben.

Das Reglement für die Bearbeitung von Preisaufgaben erhalten Sie in der Anlage zurück. Wir genehmigen dasselbe in seinen Grundzügen durchweg, geben Ihnen indessen über einzelne Punkte noch folgendes anheim:

1. Die Bestimmung im 4ten § wonach nur zwei Arbeiten höchstens aus einem Lesezirkel eingesandt werden dürfen, kann leicht zu Mißverständnissen führen.
2. Es erscheint mißlich, daß nach § 11 der Verfasser selbst seine Arbeit vorlesen soll, wo über den Werth oder Unwerth entschieden wird. Das Vorlesen durch einen Andern, als den Verfasser, kann sogar dahin führen, daß der Verfasser über seine eigne Arbeit ein mißbilligendes Urtheil fällt, oder wenigstens das verwerfende Urtheil Anderer minder auffallend findet.
3. Die Bestimmung zu Ende des § 14 ist von der im 7ten § erwähnten abhängig.
4. Die im 19ten § bezeichnete Kommission könnte außer dem Schulen-Inspektor und dem Versteher, welche als permanente Mitglieder derselben zu betrachten sind, noch aus dem zweiten Lehrer des Marienburger Seminars bestehen und einen oder zwei Lehrer aus dem Kreise zu Mitgliedern erhalten, welche durch jährliche Wahl für die nachstehende Prüfungs-Sitzung ernannt werden müßten. So würde die bei der letzten General-Versammlung in Antrag gebrachte unmittelbare Theilnahme der Lehrer gewährt, ohne daß ein Uebel daraus zu befürchten bliebe. Wir glauben indessen, daß es gerathen sein dürfte, diesen Gegenstand noch einmal in der General-Versammlung zur Sprache zu bringen und die etwa abweichende Meinung zu vernehmen.
5. Die in § 24 bezeichnete zweifache Preis-Ertheilung kann nur dann stattfinden, wenn die Umstände

die Gewährung eines Preises aus Königl. Fonds verstatet haben.

Die Ansicht, wonach die Beurtheilung der Probenarbeiten nur den Lehrern des Seminars allein überlassen bliebe, hat zwar in sofern vieles für sich, als diesen offenbar die Fähigkeit und der Wille zu der besten Beurtheilung zugetraut werden darf. Es kann indessen diesem, auch von den Mitgliedern des Vereins ohne Zweifel gehegten, Vertrauen nur förderlich sein, wenn durch einen aus ihrer Mitte gewissermaßen eine unmittelbare Vertretung für die stattfindet, ohne daß das Urtheil dieses Vertreters dem Urtheile der Einsichtigen hemmend entgegen treten darf. Es würde sich hierbei die Grundbedingung empfehlen, daß die Wahl nur ein solches Mitglied der Versammlung treffen dürfe, das bereits einen Preis erworben.

Die Arbeit des Seminarlehrers Kaufmann über Zweck und Wichtigkeit des naturgeschichtlichen Unterrichts in Volksschulen, welche eben so sehr das Talent und die Kenntnisse als die Lehrer-Geschicklichkeit und das reine Gemüth des Verfassers bekundet, haben wir mit Wohlgefallen aufgenommen.

Die Veränderungen, welche durch das Ausscheiden einiger Schulen aus dem Marienburger Inspektions-Kreise für die Lese-Vereine herbeigeführt worden sind, finden wir den Verhältnissen entsprechend.

Aus der auszüglichen Uebersicht der Protokolle der einzelnen Bezirke des Vereins haben wir sehr gern entnommen, daß fast alle Mitglieder nach Kräften für ihre und ihrer Amtsgenossen Weiterbildung bemüht gewesen sind, und daß in den meisten Bezirken eine lobenswerthe Thätigkeit herrscht, wovon die guten Früchte nicht ausbleiben werden.

Der Bericht über den Dirschauer Neben-Verein ist ebenfalls größtentheils befriedigend.

Hier ist es aber besonders erfreulich für uns gewesen, zu erfahren, daß auch die beiden bejahrten

Lehrer Grigoleit in Lunau und Koepke in Baldau an den Conferenzen fleißigen Antheil genommen haben. Der Lehrer Baldaus hat in den Versammlungen nie gefehlt und sich immer thätig erwiesen. Da wir auch mit den amtlichen Leistungen dieses Mannes zufrieden sein können, so würden wir es nicht ungern sehen, wenn demselben zu der Feyer seiner 50jährigen Amtsverwaltung, welche zum 4ten Mai d. J. bevorsteht, eine freundliche Anerkennung auch im Namen des Vereins zu Theil würde.

Wir wünschen nicht, daß dadurch den Mitgliedern Kosten verursacht würden, sondern es dürfte hier ein glückwünschungs-Schreiben ausreichend sein.

Für die Bibliothek des Vereins werden wir vorkommenden Falles recht gerne wieder ein geeignetes Buch übersenden. Schließlich tragen wir Ihnen noch auf, sämmtlichen Beamten des Vereins, welche nach Ihrer Anzeige ihre Geschäfte pünktlich und treu wahrgenommen haben, unsere Zufriedenheit mit ihren löblichen Bestrebungen und Leistungen zu erkennen zu geben, und sie zur Fortsetzung ihrer nützlichen Wirksamkeit zu ermuntern.

Möge der Segen des Himmels ferner wallten über all' den redlichen Bemühungen, die aus reiner Liebe für die Herbeiführung des Bessern auf Erden unternommen worden sind, und welche mit gutem Glauben in das Unsichtbare gesäet, Frucht bringen werden für diese und für eine höhere Welt.

Danzig den 9ten Februar 1834.

Königliche Regierung.
Abtheilung des Innern.

An den
Oberlehrer am Königl. Schullehrer-Seminar
Herrn S o m m e r
Wohlgeboren
zu Marienburg.

Anm. Von dem Verlauf einer Jahresversammlung gaben die vorstehenden Dokumente ein vollständiges Bild. Die Ansprachen des Vorsitzenden, das Verzeichniß der Teilnehmer, die Jahresberichte der Buchwarte, die gehaltenen Vorträge von dieser Versammlung und mehrere der nächsten Jahre sind bei den Akten.

Gegen das Bestehen der Lehrer-Vereine sind schon mehrmals Bedenken erhoben worden, die es wünschenswerth machen. diese Angelegenheit einer neuen sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen und die Nothwendigkeit des Fortbestehens dieser Vereine zu würdigen, um entweder dieselben ganz aufhören zu lassen oder in ihrer Einrichtung wesentlich Modificationen zu treffen.

Wir fordern Ew. Wohlgeboren daher auf, sich über diesen Gegenstand möglichst ausführlich und offen auszusprechen und heben zu diesem Behufe folgende Gesichtspunkte hervor.

Zunächst scheint es, daß die lebendige Theilnahme von den unter der Leitung der Geistlichen stehenden Lehrer-Konferenzen durch diese Vereine gefährdet werden könne, da es den Lehrern bei ihren Berufsarbeiten kaum möglich sein dürfte, beiden ihre Zeit und Kräfte in gleichem Maaße zu widmen. Es ist daher zu erwägen, ob der Zweck welcher zur Errichtung der Lehrervereine zunächst Veranlassung gegeben hat, nämlich eine freiere Erörterung alles dessen, was den Lehrer in seiner amtlichen Stellung bei der Aufgabe seines Lebens näher berührt, nicht auch durch eine angemessene Einrichtung und Leitung der Kirchspiele Lehrer-Konferenzen erreicht werden können, wodurch sowohl die nothwendige Verbindung der Kirche mit der Schule erhalten, als auch die Vermuthung abgewehrt wird, als sei es bei den Lehrer-Vereinen auf die Herbeiführung einer Selbstständigkeit des Lehrerstandes und auf die Befreiung von dem Einflusse der

Geistlichen in einer Weise abgesehen, welche dem natürlichen Verhältnisse beider zu einander entgegen ist und dem Bildungsgrade der meisten Lehrer nicht entsprechend erscheint.

Sodann fragt es sich, ob eine allmähliche Verbindung der Lehrer-Vereine mit den von den Pfarrern abzuhaltenden Lehrerkonferenzen nicht in der Art rätlich sei, daß dem die Kirchspiel-Konferenzen leitenden Geistlichen ein von den Lehrern selbst aus ihrer Mitte zu wählendes Mitglied zur Unterstützung beigegeben und unter dessen Leitung insbesondere die Zwecke des Vereines in der Weise verfolgt würden, daß der Geistliche dabei nicht sowohl thätig eingreife, als vielmehr nur eine, das Ungeeignete fernhaltende Mitaufsicht führte.

Endlich ist es auch möglich, daß Lehrer durch die Theilnahme an den Vereinen zu Ausgaben, welche ihren Vermögensverhältnissen nicht entsprechend sind, verleitet werden und daß die Versammlungen der Lehrer in bloße Gastereien ausarten, welche statt zu dem Berufe mehr zu befähigen, gänzlich von demselben abzuziehen geeignet sein müssen.

Es ist uns wünschenswerth, Ew. Wohlgeboren unumwundene Ansichten über die in Rede stehende Angelegenheit binnen 6 Wochen zu erfahren und gleichzeitig alle diejenigen Gründe angeführt zu sehen, welche ein Fortbestehen der Lehrer-Vereine etwa wünschenswerth machen dürften.

Danzig den 7ten Januar 1842.

Königliche Regierung.

Abtheilung des Innern.

An den
Oberlehrer Herrn Sommer
Wohlgeboren
in Marienburg.

Anm. Die Rechtfertigungsschrift Sommers mutet uns durch ihre offene, überzeugende Sprache, durch das mannhafte Eintreten für sein Werk außerordentlich wohlthuend an. Die Argumente, mit denen er sich gegen die hinter den Coulissen wirksamen Gegner des Vereins wendet, können noch heute als die besten Abwehrmittel gegen gewisse Angriffe auf unsere Vereinstätigkeit gelten.

Marienburg, am 15. Februar 1842.

Ueber die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der
Lehrer-Vereine.

Verf. vom 7. Januar d. Js. (G. v. R. 698/1)

Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung fordern mich auf, über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit der Lehrer-Vereine meine Ansichten auszusprechen „weil schon mehrmals gegen das Bestehen derselben Bedenken erhoben worden seien, die es wünschenswerth machen, diese Angelegenheit einer neuen sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen“.

Gern bin ich hiezu bereit, und bitte nur Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung wollen meine offenen und freimüthigen Aeüßerungen, zu denen die hohe Verfügung vom 7ten v. M. mich berechtigt und auffordert, eine wohlwollende Aufnahme und huldvolle Berücksichtigung schenken.

Der hiesige Verein, der älteste in der Provinz, wurde im Jahre 1822 unter Genehmigung Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung gegründet. Der Zweck, für welchen die Lehrer des hiesigen Kreises aus eigenem Antriebe in einen Verein zusammentraten, ist in den Statuten, die sich der unbeschränkten Bestätigung Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung zu erfreuen hatten, voll-

ständig und deutlich ausgesprochen. In einer Reihe von 20 Jahren hat der Verein seinen Zweck stets im Auge behalten und unausgesetzt um eine immer vollkommeneren Erreichung desselben sich bemüht. Von seinen Bestrebungen und Leistungen hat er in den Jahresberichten Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung und durch abschriftliche Mittheilung derselben auch dem Kreisschulinspector Rechenschaft abgelegt. Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung haben seit einer Reihe von Jahren durch die persönliche Gegenwart des Herrn Regierungsschulrathes bei den Hauptversammlungen von den Bestrebungen des Vereins unmittelbar Kenntniß genommen und ihm bisher eine wohlwollende Theilnahme und Fürsorge geschenkt, die die Mitglieder desselben beglückte und zu treuem Fortschreiten auf dem betretenen Wege ermunterte. In den hohen Erlassen in Folge der Jahresberichte haben Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung dem Verein nur Beifall zu erkennen gegeben und zu keiner Unzufriedenheit, zu keinem Bedenken gegen den vorherrschenden guten Sinn der Mitglieder jemals Veranlassung gefunden.

Durch das Anerkenntniß der Bestrebungen und Leistungen des hiesigen Vereins bewogen, haben Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung ähnliche Vereine ins Leben gerufen und denselben eine gleiche väterliche Fürsorge zugewandt. Und welch einen wohlthätigen Einfluß hat diese huldreiche Theilnahme auf die Lehrer selbst geübt! Wie fühlten diese sich ermuthigt zu treuem und regem Streben in ihrem Berufe, da sie sahen, wie ihre geringen Bemühungen auch von der hohen Behörde anerkannt und gewürdigt wurden. Der Hochverdiente, nun in Gott ruhende Kreisschulinspector Herr Dr. Haebler, dessen segensreiche Wirksamkeit allgemein anerkannt ist, dem das Volksschulwesen besonders im hiesigen Kreise, aber auch über denselben hinaus sein freudiges Aufblühen verdankt, und der für jeden Zweig seines ausgebreiteten beruflichen Wirkens schwer zu ersetzen sein wird. Er

hat, ohne je in die Angelegenheit des Vereins einzugreifen, doch von allem, was denselben betraf oder in ihm vorging, Kenntniss genommen und nie zu irgend einer Unzufriedenheit oder Besorgniß Anlaß gefunden. Aus eigener vieljähriger Erfahrung von dem Nutzen des Vereins überzeugt, tadelte er nur da, wo er Gleichgiltigkeit oder Theilnahmslosigkeit an den Bestrebungen desselben vorfand und bot dagegen stets bereitwillig die Hand, wo es galt, dem Verein Festigkeit und Dauer zu verschaffen und ihm einen immer freudigern Aufschwung zu verleihen. Nach solchen ehrenden Zeugnissen für die Zweckdienlichkeit und Nutzbarkeit des Vereins ziemt es mir nicht, noch ein Wort zu seiner Rechtfertigung hinzuzufügen.

Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung haben selbst und im Einverständniß mit dem Kreisschulinspector den Nutzen anerkannt, der aus den gemeinsamen Bestrebungen der zum Verein verbundenen Lehrer des Kreises hervorgegangen ist und noch hervorgeht. Wenn sich demnach jetzt Bedenken gegen die Lehrer-Vereine erheben, wenn man Nachtheile hervorsucht, die möglicherweise aus demselben erwachsen könnten, so sind diese bereits durch die Erfahrung widerlegt, denn ein Zeitraum von 20 Jahren dürfte wohl zur Prüfung der Zweckmäßigkeit irgend einer menschlichen Einrichtung, zumal wenn sie so bescheiden und anspruchslos auftritt, sich auf einen so kleinen Wirkungskreis beschränkt und so wenig allgemeine Interessen berührt, mehr als hinreichend erachtet werden. Wie es in anderen Lehrer-Vereinen hergegangen und ob irgendwo eine Veranlassung zur Unzufriedenheit kund geworden sein mag, kann ich freilich nicht wissen: doch das kann ich gewissenhaft versichern, daß mir auch nicht das Geringste der Art bekannt geworden ist.

Gesetzt aber auch, daß irgendwo ein tadelnswerther Vorfall zur Unzufriedenheit oder zu Bedenklichkeiten Anlaß gegeben hätte, so würde dies nicht die Vereine, sondern das einzelne Mitglied treffen,

nicht den bestehenden Einrichtungen, sondern dem Mißbrauche derselben, welchem auch die beste Sache unterworfen ist, zuzuschreiben sein. Einem solchen Mißbrauche muß nun allerdings vorgebeugt werden und es wäre in dieser Rücksicht möglich, daß die Statuten der Vereine manche zweck- und zeitgemäße Zusätze oder Abänderungen erhielten; sollten aber um solcher (ohnedies noch fraglichen) einzelnen Uebelstände wegen die Vereinigung nun gar aufgelöst werden oder eine Umgestaltung erleiden, die einer Auflösung gleich zu achten wäre, so hieße das mit dem Unkraut die edle Saat vernichten, oder ein Weizenfeld umpflügen, weil möglicherweise auch wohl Disteln auf demselben sich vorfinden könnten. Doch es sei mir erlaubt, die Bedenklichkeiten, welche Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung in der hohen Verfügung vom 7ten d. M. namhaft machen, im Einzelnen näher zu erörtern.

Was zunächst das Verhältniß der Lehrer zu den ihnen vorgesetzten Geistlichen anbelangt, so wird dasselbe durch die Lehrervereine in keinerlei Weise beeinträchtigt. Der Prediger ist der natürliche Vorgesetzte des Schullehrers. Nicht allein daß die Gesetze des Staates dies feststellen — es liegt auch ganz in der Natur der Sache. Dem Seelsorger der Gemeinde kann es nicht gleichgültig sein, wie die Jugend erzogen werde; dem Lehrer der Konfirmanden muß daran gelegen sein, daß er wohl vorbereitete Schüler aus den Händen des Schullehrers empfangt. Seine höhere wissenschaftliche Bildung befähigt ihn zur Aufsicht über Schule und Lehrer und gern und willig wird dies alles von den Lehrern anerkannt. Je mehr die Lehrer in ihrer Bildung vorschreiten, um so mehr erkennen sie, daß eine Schulaufsicht nothwendig sei und daß sie keinen bessern Händen, als denen des Ortsgeistlichen, anvertraut werden könne. Diese Ansicht — sie ist meine einige und teste Ueberzeugung — hat denn auch in dem hiesigen Verein stets vor-

V. Was der Herr Kommissar sich ist gut
wofür ! ? !

gewaltet, und auch von andern Vereinen ist mir nichts bekannt geworden, was eine entgegengesetzte Meinung kundgeben konnte. In den Statuten der Vereine liegt durchaus nichts, wodurch das Verhältnis des Lehrers als Untergeordneten zu seinem Prediger als Vorgesetzten gestört, beeinträchtigt, oder auch nur im Entferntesten gefährdet werden konnte. Und hat denn während des Bestehens der Vereine sich irgendwo und wie im Streben der Lehrer bemerkbar gemacht, sich der Aufsicht der Geistlichen entziehen zu wollen? Während in anderen Gegenden Deutschlands, wo wahrscheinlich keine Lehrervereine bestehen, die ärgerlichsten Streitigkeiten über das Verhältnis zwischen Prediger und Schullehrer stattfanden und dieses oft auf eine Anstoß und Widerwillen erregende Weise selbst in pädagogischen Zeitschriften besprochen wurde, blieb in unserer Provinz und in unseren Lehrervereinen alles in seinem ruhigen alten Geleise. Die Lehrer beweisen den Geistlichen, als ihren Vorgesetzten, die gebührende Achtung und Ehrerbietung, folgten willig ihren Anordnungen und die Prediger haben sich wahrlich zu keiner gerechten Beschwerde über amtliche Insubordination oder Widersetzlichkeit, veranlaßt gefunden.

Wenn nur das Bestreben der Vereine darauf gerichtet wäre, die Lehrer der Aufsicht der Geistlichen entziehen zu wollen, so hätte sich dies in einem Zeitraume von 20 Jahren doch auf irgend eine Weise kundgeben müssen. Das ist aber nirgend geschehen, und wenn daß von irgend einer Seite her eine solche Absicht der Vereinen untergeschoben und das Bestreben derselben dadurch bei Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung verdächtigt wird, so muß das als eine böswillige Verleumdung mit Unwillen zurückgewiesen werden. Und wenn bei einem einzelnen Lehrer eine solche Verirrung vorgekommen wäre (worüber mir jedoch Nichts bekannt geworden ist) so wird es doch wahrlich nicht an Mitteln fehlen, ihn auf gesetzlichem Wege zu seiner

Pflicht zurückzuführen, ohne daß die Vereine, die daran ganz unschuldig sind, darunter leiden.

Daß die Vereine darauf abzwicken, die Lehrer zu einer gewissen Selbständigkeit zu erheben, kann und soll keineswegs gezeugnet werden, im Gegentheil sucht der Verein darin seinen Ruhm, nur muß das Wort nicht mißverstanden, oder in einem Sinne genommen werden, der den Bestrebungen der Vereine gänzlich fern liegt. Nicht von einer Unabhängigkeit des Lehrerstandes, nicht von einer Selbständigkeit des einzelnen Lehrers seinen Vorgesetzten gegenüber ist die Rede, wie dies aus dem vorhin Erörterten zur Genüge erhellt, sondern von einer Selbständigkeit des Urtheilens und Handelns in allem dem, was die Ausübung seines Berufs von ihm fordert. Und das dürfte dann doch wohl von keiner Seite her eine Mißbilligung zu erfahren, sondern im Gegentheil Anregung, Mitwirkung und Unterstützung von den Vorgesetzten der Lehrer zu erwarten haben. Verlangt man doch schon von dem Erzieher mit Recht, daß er seinen Zögling nicht stets im Gängelband leite, sondern ihm zur freien Entwicklung und Aeußerung seiner Kraft Spielraum lasse; findet man es doch ganz angemessen, daß dem Handwerksgehilfen — der steten Abhängigkeit von seinem Meister unbeschadet — eine größere Zuversicht und Selbständigkeit in der Fertigung seiner Arbeiten zugemuthet wird, als dem Lehrburschen, der zu allem erst angeleitet werden muß; und von dem Schullehrer wollte man dies nicht fordern, wohl gar es ihm nicht einmal zugestehen wollen? Aber zu einer solchen Selbständigkeit des Urtheils gelangt der Schullehrer nur durch freies Besprechen und Berathen der Angelegenheiten seines Berufes mit seinen Amtsgenossen.

Während einer dreijährigen Vorbildungszeit im Seminar hat sich der junge Lehrer diejenigen Kenntnisse angeeignet, welche sein Beruf von ihm fordert; er hat die Methode des Unterrichts, die Grundlage

der Erziehung, die Handhabung der Schulzucht kennen gelernt, und wenn er nun in der Abgangsprüfung das Zeugnis der Reife sich erwarb, so tritt er mit ausreichender Vorbereitung in sein Amt. Aber noch fehlt ihm Erfahrung. Noch beherrscht er den Stoff nicht, den er verarbeiten soll. Das was er lehrt und treibt, thut er nach der Anweisung seiner frühern Lehrer, noch hat er sich nicht zum klaren Selbstbewußtsein erhoben, die auf Erfahrung gegründete Ueberzeugung, daß der betretene Weg der beste sei, hat er noch nicht erlangt. Oertliche Verhältnisse, Persönlichkeit der Kinder und dgl. machen manche Abänderung nöthig; es treten Fälle ein, die ihm im Seminar nicht vorgekommen sind. — Da tritt er in den Kreis seiner Amtsgenossen, denen er seine Versuche, Zweifel und Bedenklichkeiten mittheilt, und in gemeinsamen freundschaftlichen Gespräche, in gegenseitigem Austausch der Meinungen, in sorgfältigem Erwägen der Gründe für und wieder eine ausgesprochene Ansicht in wechselseitiger Mittheilung ähnlicher Erfahrungen bildet er nach und nach sein eigenes Urtheil und tritt dann mit um so größerer Festigkeit und Zuversicht in sein eigenes fernerer Wirken ein. — Niemand ist in größerer Gefahr einseitig zu werden und in einmal vorgefaßten Meinungen zu erstarren, als eben der Schullehrer, da er immer nur sich allein hört, und doch bringt eine solche Einseitigkeit nirgend mehr Nachtheile, als gerade in seinem Berufe. Wie soll dem vorgebeugt, wie ihm abgeholfen werden? Umgang mit seinen Amtsgenossen, freies Besprechen der Angelegenheiten seines Berufes mit ihnen — mit einem Worte: Lehrervereine, die dazu Veranlassung geben und auffordern, sind das einzige Mittel dagegen. Wenn der Prediger es nicht unter seiner Würde hält, zuweilen freundschaftlich in den Kreis seiner Schullehrer zu treten, an ihren Gesprächen Theil zu nehmen, sie zu leiten und ihnen einen größeren höhern Schwung zu verleihen (wie dies von mehren hochgeachteten Geistlichen des hiesigen

Kreises wirklich geschieht und bei den Lehrern dankbare Anerkennung findet), so kann das der guten Sache in hohem Grade förderlich sein. Seine immer währende Anwesenheit aber, wohl gar in Form einer amtlichen Beaufsichtigung, würde dagegen niederdrücken, jede freie Mittheilung hemmen und daher dem angegebenen Zwecke gerade entgegenwirken.

Wollte man aber den Bildungsgrad der Lehrer solchen freien und selbständigen Berathungen über Angelegenheiten ihres Berufs nicht entsprechend achten, so erlaube ich mir dagegen folgendes zu bemerken:

Der Mensch gelangt so lange nicht zu einem selbständigen Urtheile, als man ihm ein solches nicht zutraut. Man vertraue der Kraft und sie wird sich schneller und sicherer entwickeln durch den freien Gebrauch. In den Lehrervereinen geschieht dies auf eine angemessene, nicht übereilte Weise. Noch unerfahren tritt der junge Lehrer in den Kreis seiner älteren Amtsgenossen. Gern vernimmt er den Rath derseben, wo er selbst sich nicht zu helfen weiß. Anfangs spricht er wenig mit und gewinnt nur durch Anhören der Gespräche der älteren. Und wollte ihn sein Eifer, seine Eigenliebe zuweilen zu einem vor-eiligen Urtheile verleiten, die durch Amtserfahrung gewonnene Ueberlegenheit weist ihn bald durch ruhige Ueberlegung in die Schranken des bescheidenen Mißtrauens in seinen eigenen Ansichten zurück.

Weiterhin, durch die freundschaftlichen Verhältnisse zu seinen Amtsgenossen ermuthigt, wagt er es seine eigene Meinung laut werden zu lassen. Schon kann er auf eigene, wenn auch noch nicht einsichtige Erfahrungen sich stützen. Sein Ausspruch wird gemeinschaftlich erwogen und — entweder anerkannt oder berichtigt. Nach und nach gewinnt er an Bescheiden Selbstvertrauen und an Zuversicht, und wie er inzwischen zugleich reifer wird an Jahren an Erfahrung, wird er auch zugleich befähigt, den nach

ihm eingetretenen jüngern Amtsgenossen auf gleicher Weise nützlich zu werden. Und das alles bei einigen freundschaftlichen Verhältnissen, die unvermerkt und unscheinbar, aber eben deshalb um so sicherer und gefahrloser auf den oben angedeuteten Zweck hinwirken. Wahrlich, der Nuzzen, den die Vereine in dieser Rücksicht gewähren, läßt sich durch nichts anderes ersezzen.

Und welches sind die Gegenstände, die zu einer solchen Berathung gezogen werden? Sie sind lediglich dem Berufskreise des Elementarlehrers entnommen und alles Fremdartige und Hochstrebende wird absichtlich fern gehalten, ist schon durch die Statuten von den Bestrebungen des Vereins ausgeschlossen. Gang eines Lehrgegenstandes, Auswahl des Lesestoffes, Art der Entwicklung, Zweck der Uebungen, praktische Anwendung derselben, Erfolge des Unterrichts, Handhabung der Disciplin-Erziehungsschule in ungewöhnlichen Fällen und dgl., dies und Aehnliches sind die Gegenstände, die der gemeinsamen Berathung unterworfen werden. Und dazu sollten die Lehrer nicht den erforderlichen Grad der Bildung besitzen? Wozu hätten sie denn durch einen 3jährigen Kursus im Seminar sich für das Schulfach vorbereitet?

Wohl möglich, daß mancher aus Bescheidenheit, mancher aus Trägheit länger zurückhält, als dies gewünscht werden muß. Dann bedarf der erste der Ermuthigung, der andere der Anregung, und beides kann ihm nicht besser zu Theil werden, als im Kreise seiner Amtsgenossen, im Lehrerverein, zumal wenn das Auge der hohen Behörde darüber wacht, dem regen Streben Beifall, der lästigen Theilnahmlosigkeit gerechte Mißbilligung zu erkennen giebt. Nein, für den Wirkungskreis, den die Lehrervereine sich gezogen haben, fehlt es den Lehrern unserer Zeit nicht an der dazu nöthigen Bildung, und wäre es bei einzelnen der Fall, so werden sie gerade auf diesem Wege einer Bildung entgegengeführt, wie man sie von jedem

Lehrer wünschen muß, eine Bildung, die nicht ein überschwengliches Streben nach Kenntnissen, die den amtlichen Werken des Lehrers fern liegen, wohl aber Tüchtigkeit und Gediegenheit im Berufe zum Ziele hat. Und wenn nebenher durch den Umgang — nicht ein geziertes und erkünsteltes, wohl aber ein artiges, gefälliges und zwangloses Benehmen in geselliger Hinsicht daraus hervorgeht, so kann das wohl nur als eine dankenswerthe Zugabe zu den Leistungen der Lehrervereine betrachtet werden.

Die Conferenzen, welche die Prediger mit den Schullehrern ihres Kirchspiels abhalten, sind von großer Wichtigkeit, machen aber die Lehrervereine eben so wenig entbehrlich, als sie durch diese ersetzt werden könnten. Beide zwecken auf Fortbildung der Lehrer ab, aber in ganz verschiedenen Richtungen. Während die Conferenzen des Predigers dahin arbeiten, den Gesichtskreis des Lehrers zu erweitern, seine Kenntnisse zu vermehren, vorhandene Lücken auszufüllen, vielleicht auch wohl seinen Beruf ihn aus einem hohen Gesichtspunkte ansehen zu lehren, ihn mit den allgemeinen Grundsätzen der Erziehung und des Unterrichts in höherem Maße vertraut zu machen; während sie besonders den Religionsunterricht in den Bereich ihres Wirkens ziehn und daneben dem Lehrer zu einer größeren Gewandtheit im Gebrauche seiner Muttersprache, im schriftlichen und mündlichen Gedankenausdrucke verhelfen.

Zu diesen Anforderungen an die von den Predigern geleiteten Lehrerconferenzen dürfte sich die Behörde wenigstens berechtigt halten; ob sie überall in diesem Sinne stattfinden mögen, das muß ich, als nicht zu meinem Beruf gehörig, und bei Mangel an ausreichender Erfahrung unerörtert lassen.

Während, sage ich, die Lehrer-Conferenzen unter Leitung des Predigers den bezeichneten Zweck verfolgen, streben die Lehrervereine nur darnach, den

Lehrer in dem engern Kreise seines beruflichen Wirkens heimisch und mit demselben recht vertraut zu machen, ihn mit Liebe dafür zu erfüllen und ihn zu befähigen, daß er in allen einzelnen Zweigen ihn ganz ausfülle und des Erfolges seiner Wirksamkeit zum Heile der Jugend sich zu erfreuen vermöge.

Für den ersten Zweck kann der Prediger durch keinen Lehrer, die Prediger-Conferenz durch keine Vereinsversammlung der Lehrer ersetzt werden. Der Prediger erscheint hier als Lehrer und Vorgesetzter der Schullehrer, durch seine höhere wissenschaftliche Bildung dazu befähigt, durch seine amtliche Stellung und durch die ihm von der hohen Behörde ertheilten Befugnisse dazu berufen. Dankbar empfangen die Lehrer die ihre Fortbildung bezweckenden Belohnungen aus dem Munde ihres Vorgesetzten und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die Behauptung wage, daß die treuen Bemühungen der Prediger in dieser Hinsicht da wo die Lehrer zu Vereinen zusammengetreten sind, noch freudigere und willigere Anerkennung bei diesen finden als irgend wo anders. Für den zweiten Zweck aber kann der Prediger nicht mitwirken (es sei denn im Allgemeinen belebend und anregend, wie es in dem Kopfe des hiesigen Vereins von mehren geachteten Geistlichen wirklich geschieht), dies muß allein dem treuen und redlichen Streben der Lehrer überlassen bleiben. Von dem Prediger erwartet man wohl allgemeine Ansichten über Erziehung, Schulunterricht und dem Beruf des Lehrers überhaupt, und dies ist ausreichend für seine Stellung als Lokalschulinspektor, wer aber wollte es ihm zumuthen, daß er bei den höhern Studien, die sein Beruf von ihm fordert, auch zu den anscheinend Kleinlichkeiten herabstiege, die dem Schullehrer von Wichtigkeit sind, ja, die in ihrer Gesammtheit das ganze Feld seines Wirkens ausfüllen. Der Seminar-Unterricht, von wenigen Predigern ist er bekannt und kann eine gründliche, ins Einzelne gehende Bekanntschaft mit demselben,

wie der Schullehrer sie bedarf, von ihnen verlangt werden? Selten wohl giebt es einen Haebler, der, seine hohe wissenschaftliche Bildung verleugnend, in die Tiefe des Elementenunterrichts herabsteigt, mit den Schulmeistern selbst Schulmeister wurde, die Bedürfnisse des Volksschulunterrichts in den ersten und einfachsten Elementen ergründete und darum zum Seminardirektor und Kreisschulinspektor sich eignete wie nicht leicht Jemand. Und doch überließ er die Schullehrer in ihren Berathungen über die Ausübung ihrer Berufspflichten sich selbst und stand ihnen nur ermunternd und ermahnend zur Seite. Und gesetzt es gebe hin und wieder Prediger, die es ihm gleich thäten, die sich selbst in die Einzelheiten des Elementarunterrichts gründliche Einsicht, für die Ausübung die erforderliche praktische Tüchtigkeit und darum auch die Befähigung zutrauen dürften in die Verhandlungen der Lehrer thätig und mit Nuzzen einzugreifen, — so müssen sie dies nicht wollen, es absichtlich vermeiden, um ihren Lehrern die Gelegenheit zur eigenen Kraftanregung nicht zu benehmen. Darum mögen doch die Predigerconferenzen und die Lehrervereine wie bisher friedlich neben einander bestehen und gemeinsam Hand in Hand, jeder in dem ihm angewiesenen Kreise zu dem schönen Ziele: „Vervollkommnung der Lehrer und der Schulen“ hinstreben.

Die Thätigkeit der Lehrer für die Conferenzen bei den Predigern kann und soll durch die Lehrervereine nicht beeinträchtigt oder gehemmt werden und wird es nicht. Die Vereinsversammlungen bedürfen weniger Vorbereitung, und wo eine solche überhaupt erforderlich ist, trifft sie immer nur ein Mitglied, so daß jeder Lehrer vielleicht alle halbe Jahre einmal dazu gelangt, einen Vortrag zu halten oder die gemeinsame Unterredung über einen beruflichen Gegenstand zu leiten. Und auch dies ist Sache des freien Willens oder des freiwilligen Uebereinkommens. Eben so hängen die schriftlichen Arbeiten, die von den Mit-

gliedern geliefert und hier in ganz anderer Rücksicht geprüft und erwogen werden, als dies bei den Prediger-Conferenzen geschieht und geschehen muß, von dem eigenen Erbieten der Mitglieder oder von einer gemeinsamen Verabredung ab.

Jeglicher Zwang wird ferngehalten, und das ist nothwendig, denn sonst hört der Verein auf, Verein zu sein. An Stoff zur lehrreichen Unterhaltung fehlt es nie und kann nicht fehlen, da die Bibliothek des hiesigen Vereins bereits zwischen 700 und 800 Bände zählt, von denen etwa 240 in regelmäßigem Umlaufe sind und noch viele andre von einzelnen Mitglieder benutzt werden. Dies giebt wenn es etwa an näher liegendem Stoffe mangeln sollte vielfache Veranlassung zu Gesprächen, welche unmittelbar auf das berufliche Wirken des Lehrers Bezug haben. Die Arbeiten, welche der Prediger von seinen Schullehrern verlangt, stehen deshalb stets vorn und eine Vernachlässigung oder Verabsäumung derselben kann nie durch die Angelegenheiten des Vereins entschuldigt werden. Wer zu irgend einer Mittheilung an die Mitglieder des Vereins sich gedrungen fühlt und die Zeit zu einer besondern Bearbeitung des ihm vorschwebenden Gegenstandes einbringen kann, und das kann Jeder, dem es mit der Sache Ernst ist, dessen Arbeit wird gern gesehen und mit Liebe aufgenommen, aber die Leistungen für die Conferenz des Predigers dürfen nicht zurückgesetzt werden, sie sind durch die Pflicht geboten, während die für den Verein der gute Wille und das eigene Aufwärtsstreben liefert.

Eine Verschmelzung der Bestrebungen des Vereins mit denen der Prediger bei den Conferenzen mit den Lehrern würde und müßte beide Anstalten beeinträchtigen und in ihrer Wirksamkeit lähmen. Durch die Verhandlung solcher Gegenstände, welche ganz in das Gebiet des Elementarunterrichts, also in den Kreis der Lehrer-Vereine gehören, wird dem Prediger die Zeit beschnitten, welche er der Fortbildung der

Lehrer in der oben bezeichneten Weise zu widmen hat. Er soll sich nun um Dinge kümmern, die ihm bisher fern lagen, die ihm, von seinem Standpunkte aus, kleinlich erscheinen, in die er sich nicht hineingearbeitet, hineingelebt hat, für welche jeder tüchtige Seminarist mehr praktische Fertigkeit und Gewandtheit besitzen muß. Was für eine Aufgabe für den Prediger! Kann ihm eine solche Stellung gegen seine Lehrer wohl zugemuthet werden? Für seine Schulaufsicht genügt eine allgemeine Uebersicht über die Anforderungen, die an den Schullehrer gemacht werden, Kenntniß der Grundsätze der Schulerziehung und des Schulunterrichts im Allgemeinen und ein durch höhere Bildung gewonnener scharfer Blick zur Entdeckung vorhandener Mängel bei Prüfung der Erfolge des Unterrichts. Aber zur Leitung der Angelegenheiten des Vereins reicht das nicht aus. Dafür muß er ins Einzelne eingedrungen sein, muß mit dem Seminarunterrichte aufs genaueste bekannt, muß mit demselben befreundet sein, muß Lehrgeschick und Lehrgewandtheit sich angeeignet haben, um erforderlichenfalls eingreifen, bessern, vormachen zu können selbst in den allerersten Elementen, bei den jüngsten Schülern, bei welchen der Unterricht immer am allerschwierigsten ist.

Wie sollte man das von dem Prediger verlangen können? Wo hat er Gelegenheit gehabt, sich damit bekannt zu machen? Wie fern liegen solche Bestrebungen seinem eigentlichen Berufe. Nein, das sind Gegenstände, die die Lehrer unter sich abzumachen haben, für welche der geübte und erfahrene Lehrer seinem jüngern Amtsgenossen nützlich wird, Gegenstände, die nur durch ein freies Besprechen, durch gegenseitigen Gedankenaustausch, durch gegenseitige Mittheilung gemachter Erfahrungen gefördert werden können.

Wollte man aber dem Prediger einen Lehrer zur Unterstützung begeben, unter dessen Leitung ohne thätiges Eingreifen des Predigers, die Zwecke des

Vereins verfolgt würden, welch eine gedrückte Stellung für Prediger und Lehrer. Dem Prediger müßte das Gefühl, einem Lehrer sich beigegeben zu sehen, für diejenigen Zweige, denen er sein Studium nicht zugewandt, mit denen er sich nicht befreundet hat, oder die ihm zu unbedeutend, zu kleinlich vorkommen, lästig sein; er würde bald das Entbehrliche seiner Anwesenheit bei Verhandlungen dieser Art erkennen und sich entfernen, um die Lehrer sich selbst zu überlassen, oder aber die beregten Gegenstände zum Nachtheile des Volksschulwesens von der Thätigkeit in den Conferenzen gänzlich ausschließen.

Die Lehrer aber würden durch die Gegenwart ihrer Vorgesetzten beengt, nicht mit derjenigen Offenheit und Vertraulichkeit gegenseitig sich aussprechen, die erforderlich ist, wenn das Gespräch zu einem Ergebniß führen soll, das auf die berufliche Wirksamkeit Einfluß zu üben vermag. Bei etwa obwaltenden Meinungsverschiedenheiten würde die Entscheidung des Predigers in Anspruch genommen werden, und einerseits verböte die Achtung vor dem Vorgesetzten jeden ferneren Widerspruch auch bei mangelnder Ueberzeugung; andererseits würde sich niemand der höheren Bildung des gewandten Redners gegenüber einer Widerlegung gewachsen fühlen, und somit würde der verhandelte Gegenstand zwar äußerlich und scheinbar, aber selten auf eine, innere Ueberzeugung bewirkende und darum bleibenden Erfolg sehende, Weise erledigt werden.

Solche Angelegenheiten müssen die Lehrer unter sich abmachen, darum Lehrervereine.

Sollte aber der Prediger diesen Verhandlungen nur beiwohnen, „um ungeeignetes fern zu halten“, so halte ich dies mit der Achtung unverträglich, die man auch dem Schullehrerstande schuldig ist, und es würde durch eine solche Anrathung ein Mangel an Vertrauen zu dem Lehrer sich kundgeben, der diesen tief kränken, ihn in den Augen der Gemeinde und selbst seiner

Schüler herabsetzen und ihm deshalb einen großen Theil des Einflusses rauben würde, den er vermöge seines Amtes und Berufes auf die Bildung des Volkes ausüben soll.

Nie muß der Schullehrer es verkennen, daß der Geistliche sein Vorgesetzter ist, der von seinem Wirken Rechenschaft fordern, ihn in demselben beaufsichtigen soll, dessen Anordnungen er Folge zu leisten hat. Aber wenn nicht einige Lehrer zusammentreten dürfen, um sich über Angelegenheiten ihres Berufs zu unterhalten, ohne dabei einen Aufseher in ihrer Mitte zu haben, der jede ihrer Aeußerungen bewacht, jeden etwaigen Verstoß zu rügen berechtigt und verpflichtet ist, so wird dabei denn doch wohl zu sehr übersehen, daß man es hier mit Männern zu thun hat, für deren Erziehung und Ausbildung der Staat selbst Sorge trug, die durch eine vor den Commissionen der hohen Provinzialbehörden abgelegte Prüfung sich als tüchtig bewiesen und deren Händen nunmehr eine hochwichtige und heilige Angelegenheit des Staates, der Kirche und der Menschheit, „die Erziehung des heranwachsenden Menschengeschlechts,“ anvertraut ist. Zu einer solchen Beaufsichtigung würden sich hoffentlich auch die Herren Prediger nicht verstehen.

Ganz anders wäre es, wenn, wie ich oben andeutete, die Herren Prediger aus eigenem Antriebe, oder von der hohen Behörde dazu veranlaßt und aufgefordert, dann und wann die Lehrer in ihren Vereinsversammlungen besuchten, an ihren Gesprächen und Verhandlungen freundschaftlichen Antheil nahmen, dadurch den Sinn derselben für geistreiche Unterhaltung weckten, auch auf äußere Bildung und Gesittung Einfluß übten und so unvermerkt darauf hinwirkten, die Lehrer einer höheren Reife in ihrer beruflichen und geselligen Bildung entgegen zu führen. Ein solcher Einfluß ihrer Vorgesetzten würde die Lehrer mit Dankbarkeit erfüllen, würde sie noch inniger an ihre geistlichen Vorgesetzten knüpfen, und ihren eigenen

Bestrebungen einen höhern Aufschwung verleihen, ohne denselben in ihrem innersten Wesen Abbruch zu thun. Und auf diese Weise haben im hiesigen Kreise, wie ich schon oben erwähnt, mehrere hochgeachtete Prediger, unter der dankbarsten Anerkennung von Seiten der Schullehrer, ihrer Theilnahme und Mitwirkung für die Angelegenheiten des Lehrervereins zu erkennen gegeben. Auch an den jährlichen Hauptversammlungen des hiesigen Lehrer-Vereins haben zu verschiedenen Malen, wie die Jahresberichte nachweiser, unaufgefordert Prediger Antheil genommen und ihre Anwesenheit als willkommene Gäste ist den Mitgliedern allemal angenehm und erfreulich gewesen.

Eine Verschmelzung der Lehrer-Vereine mit den Conferenzen der Prediger würde übrigens auch den Nachtheil mit sich führen, daß dann immer nur die Lehrer eines Kirchspiels mit einander in Berührung kämen, und da die Leitung derselben ganz der Persönlichkeit des Predigers anheimgegeben ist, so müßte daraus eine Einseitigkeit hervorgehen, welche die Förderung des Schulwesens nicht zuträglich wäre. Wenn aber der Lehrer-Verein mehre Kirchspiele, als, wie der hiesige den ganzen Kreis umfaßt, so kommen die Lehrer verschiedener Kirchspiele mit einander in Berührung, es werden mannigfaltige Ideen angeregt und erwogen, die Theilnahme der Mitglieder an dem gesammten Schulwesen und an der Fortbildung desselben wird geweckt und genährt und dadurch diejenige Begeisterung hervorgerufen, ohne welche der Lehrer nur zu leicht der Bürde seines mühevollen Berufes erliegen und zu einer trägen Unthätigkeit oder zu einem mechanischen, handwerksmäßigen Betriebe desselben herabsinken würde, da er des wesentlichsten Mittels zu einem frohen Aufschwunge, des freien beruflichen und geselligen Verkehrs mit seinen Amtsgenossen beraubt ist.

Der Verein verursacht den Lehrern nur geringe Kosten, und diese sind, wenn man den Zweck erwägt,

sogar als Ersparungen anzusehen. Gegen einen jährlichen Beitrag von 10 Sgr. steht den Mitgliedern des hiesigen Vereins die Benutzung der Bibliothek zu Gebote, deren schon oben Erwähnung geschah, und diese Beiträge werden lediglich zur Vermehrung derselben verwandt. Im Durchschnitte erhält jedes Mitglied alle 14 Tage ein neues Buch von seinem benachbarten Amtsbruder zugesandt, und außerdem hat jeder das Recht, von den Büchern, welche den Kreislauf im Vereine beendet haben, sich einige zur weitem Benutzung auf eine Zeit von 3 Monaten zu erbitten, wofür kein besonderer Beitrag erhoben wird. Diese 10 Sgr., welche noch dazu in halbjährigen Theilzahlungen erhoben werden, können wohl keinem Mitgliede schwer fallen. Wie würde es aber werden, wenn der Verein nicht bestände, also keine gemeinsame Bibliothek vorhanden wäre? Hin und wieder ein Buch lesen, das ihn mit den Fortschritten des Schulwesens bekannt macht oder ihm selbst neue Kenntnisse zuführt, auch wohl das früher Gelernte wieder auffrischt und daß mußte er doch, wenn er nicht gänzlich zurückbleiben und in Trägheit und Unwissenheit versinken sollte. Sich selbst eine Bibliothek anzulegen und diese von Zeit zu Zeit durch neue Werke, die in sein Fach einschlagen, zu vermehren, dazu reicht sein Einkommen nicht hin, und die Bibliothek seines Predigers, selbst wenn dieser sie (was auch nicht immer und überall der Fall sein wird) den Lehrern seines Kirchspiels bereitwillig öffnen wollte, wird sie denn viele Werke enthalten, die auf den Beruf des Elementar-Lehrers bezug nehmen, die ihm gerade nöthig sind? Durch die Vereinbibliothek wird diesem Mangel abgeholfen. Hier bewirkt die Vereinigung Vieler, was die Kraft des Einzelnen übersteigen würde, und es ist demnach der oben erwähnte geringe Beitrag von 10 Sgr. jährlich wirklich eine Ersparung, in sofern er die Anlegung einer Privatbibliothek entbehrlich macht. — Außer diesem Beitrage haben die Mitglieder

des hiesigen Vereins nur noch einen Beitrag von 6 Sgr. 8 $\frac{1}{2}$ zu entrichten, so oft ein dem Vereine angehöriger Lehrer stirbt, dessen Wittwe oder sonstige Erben ein Sterbegeld von 20 rthr. aus der Kasse des Vereins zur Betreibung der Begräbniskosten ausbezahlt wird. Auch dieser Beitrag kann den Mitgliedern nicht schwer werden, denn nach den bisherigen Erfahrungen sind durchschnittlich auf je 2 Jahre nicht mehr als 3 Sterbefälle vorgekommen. Und die gezahlten Beiträge sind doch auch gewissermaßen nur als in eine Sparkasse niedergelegt zu betrachten, in welcher sie nach und nach bis zum eigenen Tode auf die Summe von 20 rthr. anwachsen, die dann der nachbleibenden Wittwe zu gute kommt und sie der dringendsten Verlegenheit entzieht, in welche sie ohne diese Einrichtung unfehlbar gerathen müßte, da auf einen baaren Nachlaß wohl in den seltensten Fällen zu rechnen sein dürfte. Darum sind die pflichtmäßigen Beiträge, die der Verein veranlaßt, durchaus nicht drückend, im Gegentheil höchst wohlthuend, indem sie Bedürfnissen und Verlegenheiten abhelfen, denen das meistentheils dürftige Einkommen der Lehrer nicht zu begegnen vermöchte, wenn diese auf sich selbst beschränkt wären, und den Vortheil eines gemeinsamen brüderlichen Verbandes entbehren müßten. Und der köstlichen Pflege, welche Gemeinsinn und herzliche Bruderliebe dadurch erfahren, ist noch gar nicht einmal Erwähnung geschehen, Tugenden, welche der Lehrer in die Herzen seiner Jugend pflanzen und darum vor allen Dingen selbst üben soll.

Wenn endlich Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung die Besorgniß äußern, daß die Versammlungen der Lehrer in bloße Gastereien ausarten könnten, welche, statt zu dem Berufe mehr zu befähigen, gänzlich von demselben abzuziehen geeignet sein müßten, so ist damit die Möglichkeit eines Mißbrauches ausgesprochen, welchem auch die beste Sache unterliegen kann, dem aber durch zweckmäßige Anordnungen

und durch unausgesetzte Wachsamkeit vorgebeugt, und vorkommenden Falles mit Ernst gerügt werden müßte, ohne deshalb der guten Sache selbst mißtrauen oder gar dieselbe verwerfen zu wollen. Daß den in Angelegenheiten des Vereins versammelten Lehrern nach 3stündiger ernster Beschäftigung mit Gegenständen ihres Berufes noch eine oder ein Paar Stunden für gesellige Unterhaltung gegönnt werden, ist wahrlich keine ungebührliche Forderung. Des geselligen Umganges bedarf jeder Mensch, also auch der Schullehrer.

Mit wem aber soll er Umgang pflegen? Den höhern Ständen darf er sich nicht anreihen, das würde ihm als Ueberschätzung seines Werthes, als Zudringlichkeit angerechnet werden, und selbst wenn man es ihm vergönnen wollte, wo findet er Gelegenheit dazu, namentlich auf dem Lande? Daß er an den in Hinsicht der Bildung ihm nachstehenden schlichten Landmann für den geselligen Umgang sich anschließen sollte, kann doch wahrlich nicht gewünscht werden. Woher das sogenannte Verbauern vieler Schullehrer? Der Name weiset darauf hin. Wer bleibt ihm übrig, als seine Amtsgenossen, und ist dies nicht gerade der angemessenste Umgang für ihn? Dies dürfte, wie ich glaube, wohl keinem Zweifel unterworfen und somit auch das Stündchen geselliger Unterhaltung nach beendeter Vereinsversammlung gerechtfertigt sein.

Und wenn nun derjenige Lehrer, bei welchem die Versammlung stattfindet, sich veranlaßt finden sollte, den Versammelten nach einem Gange von einer halben oder einer ganzen Meile und nach einer dreistündigen ernsten Beschäftigung etwas zur Erfrischung darzureichen, so möchte auch dies wohl nicht mißbilligend aufzunehmen sein, und doch jedenfalls zweckmäßiger erscheinen, als wenn die Versammelten für diesen Zweck genöthigt wären, das Wirthshaus zu besuchen, wodurch erst zu manchen mit dem Berufe des Lehrers unverträglichen Mißbräuchen Veranlassung gegeben werden würde. Daß aber dabei die möglichste

Einfachheit statffinde und jeglicher Aufwand verhütet werde, dazu werden wohl einerseits die ökonomischen Verhältnisse der Lehrer von selbst nöthigen, andererseits aber mögen die Statuten der Vereine, oder falls diesen die dahin gehörigen Bestimmungen mangeln sollten, die Verordnungen der hohen Behörde, für deren Befolgung die Beamten des Vereines verantwortlich wären, das Erforderliche bewirken. Dahin dürften meiner Meinung nach die Bestimmungen zu rechnen sein:

1. daß es, als mit den Hauptzwekken des Vereins unverträglich, nicht gestattet werde, zu den Lehrer- versammlungen auch die Frauen der Lehrer einzuladen; und
2. daß das Kartenspiel, schon des Beispiels halber, aber auch aus andern nahe liegenden Gründen aus allen Vereinsversammlungen gänzlich verbannt bliebe.

Die erste Bestimmung wird jeden die Kräfte der Lehrer übersteigenden Aufwand verhindern, zumal, wenn es ihnen zur Pflicht gemacht wird, unter sich selbst das Abkommen zu treffen, daß eine etwaige Bewirthung sich auf das Nothwendigste beschränke und jeder Ueberfluß durch gemeinsamen Beschluß abgewehrt werde. Die zweite aber würde ein über Gebühr verlängertes Zusammenbleiben verhüten, und über dies darauf hinlenken, daß dem Lehrer angemessenere Beschäftigung zu Gebote stehen, als das geistlose und zu mancherlei Verirrungen führende Kartenspiel. Hiermit dürfte, wie ich glaube, jedem etwaigen Mißbrauche der Vereinsversammlungen vorgebeugt sein, ohne daß die gute Sache selbst gefährdet wäre. Gesetzt aber, daß irgendwo Hang und Neigung der Schullehrer eine so verdrehte Richtung genommen hätte, daß sie nur in rauschenden Vergnügungen und ungeziemenden Belustigungen Erholung und Zerstreuung zu finden vermöchten, so würde auch durch Auflösung der Vereine dem nicht entgegen getreten

werden, da ein solcher Hang sich dann durch besondere nur noch kostspieligere und gefährlichere Gastgebote Befriedigung zu verschaffen wissen würde, was dann doch durch keine Verordnungen verhindert und abgewehrt werden könnte.

Somit bin ich der festen Ueberzeugung, daß die Lehrervereine sich bisher als nutzbar und ersprießlich für die Förderung des Volksschulwesens erwiesen haben und daß auch für die Zukunft aus ihnen das Gute um so mehr erwachsen wird, je mehr sie sich der wohlwollenden Theilnahme und Fürsorge ihrer hohen Behörden zu erfreuen haben. Sollten hier und da wirklich Mißbräuche sich eingeschlichen haben — die Weisheit der hohen Behörde wird dieselben durch zweckdienliche Verordnungen zu entfernen wissen und die Beamten der Vereine werden sichs angelegen sein lassen, diese mit gewissenhafter Treue in Ausübung zu bringen. Wenn aber durch einseitige Auffassung und — — — Darstellung von irgend einer Seite her die Absicht sich kundgeben sollte, die Bestrebungen der Vereine bei Ew. Hochlöbl. Königl. Regierung zu verdächtigen und in ein gehässiges Licht zu stellen, so dürfen diese sich wohl in festem Vertrauen des Schutzes ihrer hohen Behörde versichert halten. Eine Auflösung der Vereine aber, als eine Umgestaltung derselben in der Art, daß der Hauptzweck ihrer Bestrebungen den Mitgliedern ganz aus den Augen gerückt würde, müßte entmuthigend auf die Lehrer einwirken, würde Erschlaffung und ein träges Sichgehenlassen bei vielen zur Folge haben und wäre meiner Ueberzeugung nach nur ein Rückschritt zu nennen.

Sommer.

Anm. Sommer, der verdiente Schulmann, übernahm nach Haeblers Tode die Leitung des Seminars für acht Jahre, zog sich dann in den Ruhestand zurück und nahm seinen Wohnsitz in Elbing. Auf dem Friedhofe dortselbst fand er seine letzte Ruhe-

stätte. Die dankbaren Lehrer setzten ihm einen Grabstein. Mit Sommers Rücktritt von der Leitung scheint auch die Blütezeit des Schullehrer-Vereins dahin zu sein. Es fehlte sein wachsameres Auge, seine feste Hand, seine überragende Persönlichkeit und wohl auch seine große Arbeitskraft. Vom Jahre 1844 ab läßt sich aus den vorhandenen Aktenstücken, die bis zum Jahre 1860 reichen, kein so umfassendes Bild von der Wirksamkeit des Vereins machen, man gewinnt jedoch den Eindruck, als ob die Einheitlichkeit in demselben geschwunden wäre.

Nach Sommer hat — soweit ersichtlich — Rektor und Prediger Schuchardt den Vorsitz übernommen. Sein Nachfolger in dieser Stellung wurde Lehrer und Organist Grabowski. Aus der Amtsperiode dieser beiden Leiter sind nur spärliche Nachrichten in den Akten vorhanden. Neben Grabowski ist Organist Ehmman-Altfelde als Sekretär tätig gewesen.

Im Jahre 1858 wurden Klotz - Wernersdorf als Vorsteher und Kassenführer, Dach - Kunzendorf als Sekretär und Hildebrandt - Schönau als Bibliothekar gewählt. Auf die Anzeige hiervon ist von der Königl. Regierung zu Danzig nachstehendes Schreiben eingegangen:

In Folge des Berichts vom 2. August d. J. genehmigen wir die Wahl der Lehrer Dach in Kunzendorf, Klotz in Wernersdorf und Hildebrandt in Schönau zu Mitgliedern des Vorstandes des Lehrer-Vereins im Marienburger Kreise. Wir werden gern von den Lebensäußerungen des Vereins Kenntnis nehmen und erwarten deshalb jährlich Bericht. Auch ist der Termin der General-Versammlung rechtzeitig zur Anzeige zu bringen, damit eventl. der evangelische Schulrath unseres Kollegiums daran theilnehmen kann.

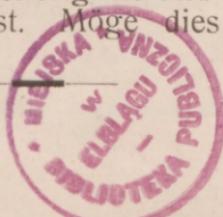
Danzig, den 2. Oktober 1858.

Königliche Regierung, Abtheilung des Innern
P a v e l t.

Dach siedelte schon im folgenden Jahre nach Neufahrwasser über und Org. Staeding-Thiensdorf wurde Schriftführer des Vereins. In dem Schreiben, mit dem Klotz diesem seine erfolgte Wahl mitteilt, heißt es u. a.:

„Gott segne deine künftigen Bestrebungen, auf daß der Verein möchte innerlich und äußerlich wieder zu der Blüthe gelangen, die er bis zum Jahre 1844 gewonnen hatte und Früchte bringen für das gesamte Schulwesen. Dies zu erreichen wollen wir mit Gott von jetzt ab vereint unsere Kraft dem Vereine zuwenden. Beikommend erfolgen die betreffenden Vereinsakten, freilich nicht in der besten Ordnung, doch wir wollen den Schleier, welchen der Verein selbst über die Vereinsjahre von 1845 bis 1858 geworfen hat, nicht lüften.“

Mehrere Schriftstücke bezeugen die Anstrengungen, die Klotz machte, um dem Vereine neues Leben einzuflößen. Wohl scheint es gelungen zu sein, das Interesse etwas zu beleben, jedoch die alte Freudigkeit und Einmütigkeit ist nicht wieder eingekehrt. Nur die Sterbekasse schlang ein gemeinsames Band um die Glieder des Vereins. Die Bibliothek mit ihrem vielfach veralteten Inhalte wurde überflüssig, nachdem die neue Zeit es jedem einzelnen ermöglichte, sich ohne große Opfer einen ausreichenden Bücherschatz zu eigen zu machen. Auch die lose Abhängigkeit von den staatlichen und kirchlichen Institutionen, in welcher der Verein stand, entsprach nicht mehr dem Geiste der Zeit. So folgten denn die Lehrer Marienburgs und der Umgegend dem Beispiele ihrer Kollegen im Reiche und begründeten am 26. Januar 1875 den Freien Lehrerverein, dem es in all den Jahren bis heute vergönnt war, die Kollegen der verschiedenen Schulgattungen in sich zu vereinigen und in dem das Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Solidarität bisher wach geblieben ist. Möge dies auch in der Zukunft der Fall sein!



F. Soennecken - Bonn



Fabrik-Marke.



Zwei Kgl. Preuss.
Staatspreise
„für hervorragende
gewerbliche
Leistungen“



Fabrik-Marke.



K. K. Österreichischer
Staatspreis
„für besonders
praktische Büro-
Erfordernisse“

SCHREIBFEDERN-FABRIK

Soennecken's Schulfedern

← Eigenes deutsches Fabrikat →

Nr 111 * Beste Schulfeder



Nr 111



56



55



59



54



075



83

1 Gros M 1.—

1 Gros M 1.25

Schulfedern in Blech- oder Holzdosens mit 10 Federn einer Nummer 10 Pf

Zum
Selbstunterricht:
1. Teil mit Federn
(einf. Lehrg.) M 2,50

Rundschrift

Schul Ausgabe:

Heft 1 und 2 mit
Federn (einf. Lehrg.)
M 1,50

von F. Soennecken, mit Vorwort von Geh. Reg.-Rat Prof. F. Reuleaux

Soennecken's Rundschriftfedern

1 Auswahl Nr 8 —
25 einf. u. dopp. Federn
mit 1 Überfeder: M 1.—



Nur echt mit dem Namen
ihres Erfinders
„SOENNECKEN“

Überall vorrätig, wo nicht, Lieferung direkt und in Deutschland von M 3.—
an portofrei * Ausführliches Preisbuch kostenfrei

Debes' Schulwandkarten

für einfache
Stadt- und
Landschulen

Billigste Preise bei tadelloser Ausführung.

Polit. Wandkarte der Erde in Planigloben. Westhälfte, mit Höhen- und Tiefenprofilen; 1,70:1,55 m. Aufgez. an St. m. Wachstuchschutz M. 15,—

Osthälfte, mit vergl. Darstellungen der Flächenverhältnisse und Einwohnerzahlen der europäischen Staaten und ihrer Kolonien. 1,70:1,55 m. Aufgez. an Stab mit Wachstuchschutz M. 15,—.

Polit. Wandkarte von Europa. 1:5,270,000. 1,60:1,70 m. Aufgez. an St. mit Wachstuchschutz M. 16,—.

Polit. Wandkarte des Deutschen Reiches und seiner Nachbargebiete. 1:880,000. Mit Nebenkarte: Thüringen u. Anhalt, im dopp. Maßstab der Hauptkarte. 1,60:1,70 m. Aufgez. an St. mit Wachstuchschutz M. 14,—.

Fischer und Guthe, Physik-histor. Wandkarte von Palästina. 1:200,000. für evang. Volksschulen bearb. von Dr. E. Wagner. Mit 3 Nebenk.: Das alte Jerusalem, Die Verteilung der Stämme, Die Sinai-Halbinsel mit dem Judentum. 1,75:1,40 m. Aufgez. an St. m. Wachstuchsch. M. 14,—

Dieselbe für kathol. Volksschulen bearb. von Dr. C. Mommert und Dr. Ed. Wagner. Aufgez. an Stab mit Wachstuchschutz M. 14,—.

Ausführl. Katalog auch über die and. im gleich. Verl. erschien. Wandkarten unberechnet. Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

H. Wagner & E. Debes, Leipzig.

Danziger Dampfwäscherei

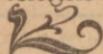
Chem. Reinigungsanstalt u. Färberei

Max Kraatz, Ohra-Danzig

Größtes, erstklassig eingerichtetes Geschäft der Branche in der Provinz mit ca. 150 Angestellten. 13 eigene Läden: Danzig (4), Langfuhr, Zoppot, Dirschau, **Marienburg** (Marientor 4), Pr. Stargard, Elbing, Lauenburg, Neustadt.



Dampf-Bettfedernreinigung.



Wäsche-Verleihinstitut.



Verlag der **Jos. Kösel'schen Buchhandlg., Kempten u. München**

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Für Pädagogen unentbehrlich!

Sexualethik und Sexualpädagogik.

Eine neue Begründung alter Wahrheiten von **Dr. Fr. W. Förster, Zürich.** Zweite, bedeutend vermehrte und völlig umgearbeitete Auflage. 80 VI u. 236 S. Preis brosch. 2,40, geb. 3,00 M.

Das Sexualproblem ist für unsere Zeit das moralische Problem schlechthin geworden. Der erste Pädagoge und schärfste Psychologe der Gegenwart, der rühmlichst bekannte Züricher Philosoph **Fr. W. Förster**, hat es sich zu einer Lebensaufgabe gemacht, dieser Grundfrage unseres heutigen Lebens bis in die letzten Tiefen und Feinheiten der modernen Seele nachzugehen. In der nun erscheinenden zweiten Auflage hat der Verfasser seine Anschauungen, die er in der ersten Auflage nur im Umriß andeuten konnte, in systematischer Ausführlichkeit dargelegt. Förster geht auf alle bedeutenden Strömungen der „neuen Ethik“, wie sie sich an die allbekanntesten Autoritäten **Forel, Ellen Key, Christian von Ehrenfels, Sigmund Freud u. a.** knüpfen, in der tiefgründigsten Weise ein. Das Buch ist in der neuen Form an Umfang um das Dreifache gewachsen und bietet in seiner jetzigen Gestalt die erste erschöpfende, auf der vollen Höhe wissenschaftlicher Forschung in Pädagogik und Psychologie stehende und in seinem billigen Preise für die weitesten Kreise des Volkes bestimmte Auseinandersetzung der alten mit der neuen Ethik.

Niemand, weder Freund noch Gegner, der sich für die fraglichen Probleme interessiert, kann an diesem Buche, das einen **Markstein in der Geschichte ethischer Bewegung** bildet, vorübergehen.

Psychologie

von **Desiré Mercier.** Nach der sechsten und siebenten vollständig umgearbeiteten Auflage übersetzt und mit einer Einleitung versehen von **L. Habrich.**

I. Band: Das organische und sinnliche Leben. Gr. 80. XXXIII und 384 Seiten. Mit 4 Tafeln in Steindruck. Preis broschiert M. 6,—, gebunden M. 7,—.

II. Band: Das verständige oder vernünftige Leben. Gr. 80. VIII und 408 Seiten. Preis broschiert 6,—, gebunden 7,—, komplett broschiert 12,—, gebunden in Leinen 13,20 M.

Das groß angelegte Werk des Altmeisters der Neuscholastik liegt in deutscher Übersetzung nunmehr vollständig vor. Ueber die wissenschaftliche Bedeutung der Löwener Philosophenschule und speziell der Werke Merciers braucht man kein Wort mehr zu verlieren; selbst die prinzipiellsten Gegner haben sie rückhaltlos, zum Teil mit Bewunderung anerkannt.

Pädagogische Psychologie

von **L. Habrich, Seminar-Oberlehrer.**

I. Teil: Das Erkenntnisvermögen. 80. XLIV u. 224 S. Preis brosch. 3,—, in Lwdbd. 3,80 M.

II. Teil: Das Strebevermögen. XXX u. 436 Seiten. Preis brosch. 4,50, in Lwdbd. 5,50 M. Preis beider Teile in einem Bande broschiert 7,50, in Leinwand gebunden 8,70 M.

Literarischer Anzeiger in Graz: „Um kurz das Urteil über dieses Buch auszusprechen, darf man offen sagen: Dieses Buch leistet nicht bloß dem Anfänger im Lehrfach treffliche Dienste, sondern auch ergraute Schulmänner werden es mit großem Nutzen und hohem Interesse lesen.“
P. Michael Zirwik.

Archiv für Schulpraxis von Schiffels: „Die Pädagogische Psychologie gehört zu den hervorragendsten pädagogischen Erscheinungen der Gegenwart.“

Sammlung Kösel

Preis pro Bändchen **1,00 M.** Die „Sammlung Kösel“ will auf zuverlässige, leichtfaßliche und fesselnde Art in die wichtigsten Gebiete des theoretischen Wissens und der praktisch-technischen Weltkunde einführen. Ihre Eigenart, welche sie von allen ähnlichen Unternehmen scheidet, beruht namentlich darauf, daß alle Mitarbeiter, durchwegs hervorragende Fachmänner und angesehene Gelehrte, sich einer strengen Objektivität befleißigen. Mit festen und einheitlichen Gesichtspunkten der Stoffbehandlung verbindet sich eine besonders geschickte und eigenartige Wahl der Themen. Weitauis die Mehrzahl der behandelten Stoffe ist noch niemals in solcher knapper Form und Gemeinverständlichkeit behandelt worden.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

Soeben erschien und wurde ministeriell zur Einführung genehmigt:

Hirts Deutsches Lesebuch für Westpreußen.

Neubearbeitung nach dem Ministerial-Erlaß vom 28. Februar 1902.

Ausgabe D: für mehrklassige Schulen beider Konfessionen. In 3 Teilen.

I. Teil: 3. bzw. 2. und 3. Schuljahr. Preis gebd. 1,35 M. II. Teil: 4. und 5. Schuljahr. Preis gebd. 2,— M. III. Teil: 6. bis 8. Schuljahr. Preis gebd. 2,65 M.

Als **Vorstufe** für dieses Lesebuch dient **Hirts Schreib- und Lesefibel, Ausgabe D.** Neubearbeitung von 1906 nach phonetischen Grundsätzen. Für mehrklassige Schulen beider Konfessionen. Gebunden 60 Pf.

Hilfsmittel zum Gebrauch der neuen Fibel und des neuen Lesebuches.

Im Anschluß an die Fibel sind erschienen:

Nowack, Methodische Anleitung z. Schreib- u. Leseunterricht

Im Anschluß an die **Neubearbeitung** nach phonetischen Grundsätzen von F. Hirts Schreib- u. Lesefibeln, Ausgaben A—D, F u. G, bearbeitet von Sem.-Lehrer **H. Nowack**. Mit Abbildg. sowie Schreib- u. Zeichenübungen. 5. neubearb. Aufl. 1908. 60 S. Geh. 60 Pf.

Nowacks Wandfibeln in Schreibschrift und Druckschrift

Neubearbeitung nach phonetischen Grundsätzen im Anschluß an die neuen Hirtschen Schreib- und Lesefibeln (Ausgaben A, B, D, F, G) herausgegeben.

Wandfibeln in Schreibschrift 4. neubearbeitete Auflage. 24 Tafeln im Format 70 : 90 cm und Begleitwort, 23 mit deutschen u. 1 mit lateinischen Buchstaben. In Papphülle 5 M. Aufgezogen auf 12 Papptafeln mit Einfassung und Ösen 14 M.

Wandfibel in Druckschrift 5. neubearbeitete Auflage. 16 Tafeln im Format 90 : 70 cm deutsche und lateinische Druckschrift mit Begleitwort. In Papphülle 3 M. Aufgezogen auf 8 Papptafeln mit Einfassung und Ösen 9 M.

An das Lesebuch schließen sich an:

Nowack, Sprachstoffe für die Volksschule

zur Uebung im richtigen Sprechen und Schreiben v. **Hugo Nowack**, Sem.-Lehrer. Neubearb. nach den neuesten methodischen Forderungen. **Neue Ausgabe G.** Im Anschluß an bekannte Lesestücke, insbesondere an solche aus den Neubearbeitungen von F. Hirts Deutschen Lesebüchern für mehrklassige Schulen, Ausgaben B, D und F. In 6 Heften zum Preise von 20 bzw. 30 Pf.

Probexemplare zur Prüfung zwecks Einführung kostenfrei.

Ferdinand Hirts Deutsches Liederbuch für Schulen.

Im Anschluß an die Neubearbeitungen von F. Hirts Deutschen Lesebüchern herausgegeben von Sem.-Musiklehrer **Emil Kahl**. Neubearbeitung von 1906.

Ausgabe A: Für evangelische Schulen.

1. Heft: Für die Unter- und Mittelstufe. 1907. IV und 76 S. Kart. 35 Pf.
2. Heft: Für die Oberstufe. 1907. IV und 140 S. Kart. 60 Pf.

Ausgabe B: Für katholische Schulen.

1. Heft: Für die Unter- und Mittelstufe. 1907. VI und 76 S. Karton 35 Pf.
2. Heft: Für die Oberstufe. 1907. IV und 140 S. Kart. 60 Pf.

Erläuterungen zu allen im Lehrbuch enthaltenen Lehrstücken befinden sich teils im Druck, teils in Bearbeitung.

Pädagogischer Verlag von Max Woywod in Breslau VIII, Klosterstraße 3.

Empfohlen durch ministerielles Gutachten!
(Zentralbl. f. die preuß. Unterr.-Verw. 1875 S. 704—706.)

Methodik des Rechenunterrichts nebst einem Abriss eines Unterrichtsplanes in der Raumlehre. Von Seminar-Oberlehrer **W. Steuer**. Achte Aufl. Geh. 4,50 M., geb. 5,25 M. „Steiners Methodik wird für immer ein Merkmal bleiben in der Geschichte des Rechenunterrichts.“ (Pädagogische Zeitung.)

Steiners Rechenhefte sind 3. T. schon in 278. Auflage erschienen. Die neue Ausgabe von 1908 nach Sachgebieten ist eingerichtet entsprechend der Verfügung des Herrn Ministers vom 31. Januar 1908.

Methodik der Naturkunde in der Volksschule. Von Seminarlehrer **L. Busemann**. 3. verm. Aufl. 1908. In Einwdbd. 2,80 M.

„Das Buch kann bestens empfohlen werden. Die beigegebenen Entwürfe werden dem jungen Lehrer sehr willkommen sein, da sie ihm in unmittelbarem Anschluß an die vorgetragenen theoretischen Grundsätze zeigen, wie dieselben praktisch angewendet werden müssen.“ Schulpflege, Eiter, Beilage, 1904, Nr. 6.

Naturgeschichte für Seminare mit besonderer Hervorhebung der Physiologie von Seminarlehrer

L. Busemann. Mit vielen Abbildungen. 2. Aufl. 1908. In Einwdbd. 3,— M.

Auf dem verhältnismäßig knappen Raume ist ein überaus reicher Stoff enthalten. Die vorzügliche Gliederung desselben, die nichts Wichtiges auslassende und dabei doch knappe und scharfe Darstellung sind es, welche dies ermöglichten, ohne dem Buche den doppelten Umfang geben zu müssen. Überall tritt die Physiologie naturgemäß in den Vordergrund und bildet meist den Mittelpunkt, um den sich der Stoff gruppiert. . . . (Schles. Schulzeitung 1906. Nr. 31.)

Methodik des deutschen Sprachunterrichts, kurzgefaßt, für den Gebrauch in Lehrerseminaren und zur Vorbereitung auf die zweite Lehrprüfung von

O. Kobel, Königl. Präpar.-Anstaltsvorsteher. Mit Stoffverteilungsplänen. 2. Aufl. 1907. In Einwdb. 3,— M.

Ein zweiter Teil befindet sich in Vorbereitung und erscheint in Kürze. . . . Ans erscheint diese Schrift berufen, eine vielbeflagte Lücke auszufüllen. Es ist endlich ein Merkbuch vorhanden, nach dem die Schüler lernen können.

Kath. Schulblatt 1905. Heft 4.

Methodik des geographischen Unterrichts nebst einem Anhang: Die Vorbereitung auf das Mittelschullehrer-Examen in der Erdkunde. Von

Br. Clemenz. 1906. In Einwdbd. 2,75 M.

„Es muß das Clemenzsche Buch geradezu als bahnbrechend für die Geographie bezeichnet werden.“ Süddeutsches Schulblatt 1907. Nr. 2.

Methodik des Gesangunterrichts in der Volksschule. Von Musikdirektor **G. Zanger**. Zweite

Aufl. 1905. In Einwdbd. 2,25 M.

„. . . Wir können das Buch Seminaristen und Lehrern bestens empfehlen es wird bei der Erteilung des Gesangunterrichts in der Schule, als auch bei der Vorbereitung für die Lehrprüfung die besten Dienste leisten.“

Schulblatt für die Provinz Brandenburg, 1901, Heft 11/12.

M. Morgenbessers Geschichte von Schlessien. Neu!

Herausg. **Heinr. Schubert**. 4. verb. Aufl. 1908. Gr. 80, IX u. 448 S.; Pr. geh. 6,—, in Einwdbd. 7,— M. — In der jetzigen 4. Aufl. des längst als vorzüglich anerkannten Buches sind die neuesten Forschungen berücksichtigt, so daß es für das Studium der schlesischen Geschichte kein zuverlässigeres Lehrbuch geben kann.

Die fünf Perikopenreihen der evang. Landeskirche Preußens nach ihrem erbaulichen Inhalt u. Zusammenhang. Von

R. Friedewald. 1907. In Einwdbd. 2,40 M.

Durch die Königliche Regierung zu Breslau empfohlen.

**Ständig steigt
der Absatz von
„KOMPASS“**
Zeichenständern u. Blöcken
Im Jahre 1908
300000 Ständer u.
Blöcke abgesetzt.



**Max Rockenstein
BERLIN SW. 11**
Ausführliche Verzeichnisse u.
Papierproben gratis u. franko.

Max Rockenstein
BERLIN SW. 11.
Abteilung:
Schreibschulheft - Verlag.

Zur Einführung empfohlen:

Horn,	Zedler,
Geschäftsaufsätze.	Postheft.
Schramm,	Rockenstein,
Rundschrift.	Rundschrift.
Ottos	Trautweins
Schreibschulen	Reformhefte.

Meine Verlagsartikel sind an-
läßlich der Versammlung aus-
gestellt, u. bitte ich um Besichtigung.

Füllbleistift „Penkala“.

Patent Ing. chem. E. Penkala in allen Kulturstaaten.

**Wird niemals gespitzt oder ge-
schraubt und ist dennoch immer
scharf und schreibfertig.**

**Ein senkrechter Druck auf das
Papier zum erstmaligen Schreiben und
der Füllbleistift ist schreibbereit.**

Beschmutzen der Hände ausgeschlossen.

Wer längere Spitze wünscht, drücke wieder-
holt auf. Ist die Spitze abgeschrieben, so genügt
ein abermaliger Druck u. die Mine tritt hervor.

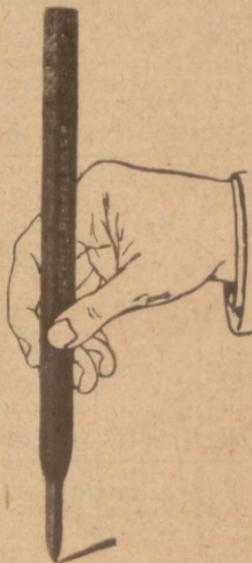
== Kein Abbrechen der Spitze. ==

Der Mechanismus ist so einfach und die Hand-
habung so kinderleicht, daß Jedermann spielend
mit dem Füllbleistift umgehen kann. }

p. Stck. 1,00 Mk.

Zu haben bei:

Paul Assmus, Marienburg
Buchdruckerei
Papier- und Schreibwaren - Grosshandlung.



B. Becker in Seesen i. H.

liefert allein seit 1880 den anerk. unübertroff.

==== **Holländischen Tabak.** ====

10 Pfd.-Beutel fco. 8 Mk. Zigarren billigst.

Demnächst erscheint in **dritter, verbesserter und vermehrter Auflage:**

Amtliches Choralbuch

zum evangelischen Gesangbuch

==== für Ost- und Westpreußen. ====

Herausgegeben von den

Kgl. Konsistorien der Provinzen Ost- und Westpreußen.

Preis geheftet 6,50 Mk., in Halbfrzbd. 8 Mk.

Das Choralbuch hat in seiner neuen Auflage mehrfache Änderungen erfahren, besonders ist der liturgische Teil ganz erheblich vermehrt. Es hat dadurch seine endgültige Gestaltung erhalten und es sind bei etwaigen späteren Auflagen Veränderungen nicht zu erwarten.

Zur Einführung der Kirchenlieder nach den **neuen amtlichen Melodien** in der Schule ist bestimmt und auf Grund des oben angezeigten **Amtlichen Choralbuches** vom Kgl. Provinzial-Schulkollegium herausgegeben:

Evangelisches Schulgesangbuch

Gebunden 30 Pfg.

Dieses Schulgesangbuch hat bereits in vielen Schulen Eingang gefunden, und ich stelle bei beabsichtigter Einführung gern **Prüfungsexemplare** zur Verfügung.

J. H. Bon's Verlag in Königsberg i. Pr.

Deutscher, schreib' mit deutscher Stahlfeder!



Brause=Feder

No. 51 (mittelhart) u. No. 54 (mittelweich)
anerkannt beste Schulfedern, das Groß M. 1.—

Für Privatgebrauch No. 150, galvanisch vernickelt
und rostsicher, das Groß Mk. 2,—.

Proben kostenfrei.

Viel Geld!

verdienen sie durch Nachweis von Antiquitäten
(streng diskret).

Antike Porzellane, Uhren, Bilder, Möbel,
Stoffe, Teppiche, Broncen, Münzen
Brillanten, Gold-, Silber- und Zinnsachen
auch beschädigte werden immer

gekauft.

Einsendungen werden sofort erledigt resp. sende
einen Vertreter.

Otto Lünser, Königsberg Pr.

Reichsbank-Konto.

Telephon 2721.

Nikolaistr. 6.

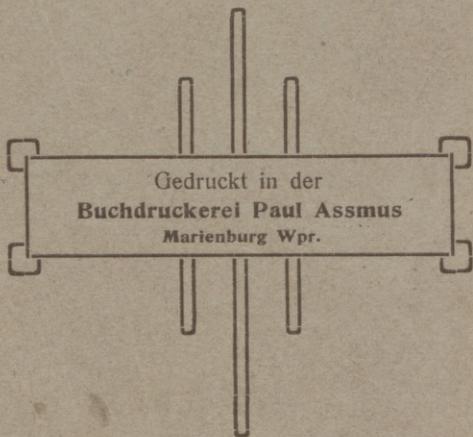
ROTANOX
oczyszczanie
VI 2015



Festschrift für die ...

KR IV.4.4

nr inw. 34897



Gedruckt in der
Buchdruckerei Paul Assmus
Marienburg Wpr.